Wie wir wieder ein Volk geworden sind.

Von

Hermann Baumgarten.

Zweite, vermehrte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1870.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Als mich die Nachricht überraschte, daß die erste Auflage dieses Schriftchens bereits vergriffen sei, freute ich mich des Gedankens, nun so manche Lücke des ersten raschen Entwurfs beseitigen zu können. Da ich dann aber an die Revision ging, machte ich die Erfahrung, daß das Ding entweder, einige Verbesserungen im Einzelnen abgerechnet, so bleiben müsse, wie es nun einmal in den Tagen zwischen Wörth und Sedan geworden war, oder eine vollständige Umgestaltung erfahren. Vielleicht hätte ich mich zu letzterer entschließen, die vielleicht zu bewegte Sprache namentlich des Eingangs beseitigen, die Spuren der Entstehungszeit überhaupt unbarmherzig vertilgen, durchweg den ruhigen, klaren Ton einer historischen Uebersicht suchen und die vielen in der ersten Fassung übergangenen Momente berücksichtigen sollen. Aber einer solchen Umarbeitung stellten sich doch sehr erhebliche Bedenken entgegen. In der knappen Form einer Skizze war kein Raum zu finden für eine alle Beziehungen mit einiger Gleichmäßigkeit umfassende historische Dar-

stellung. Eine solche kann nur in einem Buche gegeben werden, das weder ich heute schreiben könnte, noch vermuthlich das Publicum jetzt lesen möchte. Sodann: sollte es ein Unglück sein, wenn einmal neben so vielen schweren Bänden über vaterländische Geschichte ein federleichtes Heftchen ausfliegt, das sich um das Stirnrunzeln der urkundlichen Forscher nicht kümmert, sondern seine Freude daran hat, den Männern und namentlich auch den Frauen etwas von deutschen Schicksalen, wie oberflächlich und mangelhaft immer, zu erzählen, die bisher leider von diesem für jeden Deutschen wissenswürdigsten Stoffe so gar wenig vernommen haben? Endlich mochte ich nicht wegwischen, was dem objectiven Urtheil vielleicht der empfindlichste Fehler scheint, die persönliche und momentane Farbe, in der diese Uebersicht auftritt. Denn diese Farbe ist ihr nun einmal von unvergeßlichen Tagen angeweht, deren lebendiges Andenken mir immer theurer sein wird, als die schönste schriftstellerische Regelmäßigkeit.

Als ich damals den Schluß schrieb, der, wie ich sehr wohl weiß, eigentlich kein Schluß ist, dachte ich später einmal mit kurzen Sätzen wenigstens anzudeuten, wie und warum denn nun dieser Krieg wirklich gethan habe, was ich nur von ihm behauptete. Vor Allem diesem Mangel meinte ich jetzt bei der so über Erwarten rasch gebotenen Gelegenheit abzuhelfen. Es ist mir nicht möglich gewesen. Indem ich die Feder ansetzte, um von diesem Kriege zu reden, fand ich, daß das, mir wenigstens, Anfang November ebenso

unmöglich sei wie Anfang September. Denn wenn seine ganze gewaltige Bedeutung für unser Volk und für die gesammte Welt ausgesprochen werden sollte, so schien mir etwas unvermeidlich zu sein, das wie Prahlerei klingen könnte, da doch gewiß dem deutschen Gemüth Bescheidenheit nie ein größeres Bedürfniß gewesen ist als eben jetzt. Ich denke also gut zu thun, wenn ich es jedem einzelnen Leser überlasse, das, was von diesem Kriege etwa hätte gesagt werden können, aus seiner eigenen Erfahrung zu ergänzen. Gottlob sind ja nicht nur die Thaten der letzten Monate, sondern auch die von ihnen in unserem Volke gemachten Eindrücke so, daß man ihnen getrost vertrauen kann.

Wenn ich nicht irre, findet allerdings zwischen den Theilen Deutschlands ein nicht unbeträchtlicher Unterschied in der Art statt, wie sie von den Kriegsereignissen berührt sind. Gewisse Bruchstücke süddeutscher Parteien suchen noch immer die Miene anzunehmen, als ob die deutschen Siege eigentlich für den Süden ein Unglück wären. Und doch, behaupte ich, hat dieser Krieg nirgends größere Wunder gewirkt als gerade in und für den Süden. Wenn einmal der Geschichtschreiber späterer Tage die beneidenswerthe Aufgabe verfolgt, von dem Jahre 1870 solchen, die es nicht sahen, eine Vorstellung zu geben, so wird er vermuthlich unter seinen wichtigsten Wirkungen die hervorheben, daß durch seine Ereignisse dem Süden Deutschlands ein ganz neues Leben gewonnen sei. Der Norden, wird er etwa sagen, erfreute sich schon seit längerer Zeit einer festen sicheren Entwickelung,

und namentlich seit 1866 war ihm eine große Zukunft so gut wie gewiß. Mit dem Süden aber war es übel bestellt. Er hatte seit Jahrhunderten ein wichtiges Glied seines Organismus nach dem anderen eingebüßt. Einst in mächtiger Ausbreitung von der Leitha bis an die Rhone reichend hatte er seit dem Falle der Staufen in jedem Jahrhundert wenigstens ein reiches Gebiet verloren, zuerst die burgundischen und schweizerischen Lande, dann die österreichischen und zuletzt hatte der gefährliche fränkische Nachbar mit der Wegnahme von Elsaß und Lothringen sich so recht in seiner Flanke fest gesetzt. Seitdem konnte es für den Süden kein rechtes Gedeihen mehr geben. Eingeklemmt zwischen dem mächtigen Frankreich und dem mehr und mehr entfremdeten Oesterreich, bald von dem einen, bald von dem anderen mit einer militärischen oder moralischen Invasion bedroht oder wirklich heimgesucht, heute dem Wiener Obscurantismus, morgen der Pariser Frivolität preisgegeben entbehrte er der wesentlichsten materiellen und geistigen Voraussetzungen einer gesunden Entwickelung. Wie oft zog das französische Kriegsvolk verheerend durch seine schönen Gaue, wie schwer lag der Druck habsburgischer Einflüsse auf ihm! So oft die Welt in neueren Zeiten eine große Erschütterung erfuhr, konnte er sicher sein, daß die Kriegswogen zerstörend über ihm zusammenschlugen, und wenn der Frieden wieder kam, so gab es für ihn keine große aufrichtende Kraft, sondern hemmende und zerrende Rivalitäten.

Trotzdem überdauerte auch hier die unverwüst-

liche Kraft der deutschen Volksnatur alle Heimsuchungen. Die Gebiete, welche den Deutschen Wieland, Goethe, Schiller, Hegel, Schelling, Böckh und wie viele andere Geister ersten Ranges schenkten, durften sich wohl von Natur ebenbürtig fühlen. In Wirklichkeit waren sie vielleicht an natürlicher Ausstattung allen Anderen überlegen. Nicht allein ihr Land prangte im reichsten Schmucke, sondern auch ihr Sinn empfing von der freigebigen Natur eine Lebendigkeit, der man in den ärmeren, kälteren Gegenden des Nordens seltener begegnet. Aber jene unselige politische Lage, jene Verkümmerung und Verkrüppelung des dem Süden ursprünglich angewiesenen Schauplatzes und Materials ließ alle diese reiche Anlage nicht zu seinem Frommen ausschlagen: Manche der besten seiner Söhne wanderten nach Norden und die vielen Zurückbleibenden fanden nicht den Raum, um sich fröhlich auszubreiten, oder scheiterten an jenen feindseligen Einflüssen von Westen und Osten, zwischen denen die Heimath sich keinen festen deutschen Schritt zu sichern vermochte. Diese unerfreuliche Lage wurde aber nicht wenig verschlimmert durch die großen Erinnerungen der Vergangenheit, welche es den Süddeutschen sehr schwer machten zu erkennen, daß die Zeiten der fränkischen und staufischen Kaiser für immer vergangen seien und ihnen nichts übrig bleibe als sich an den Norden anzulehnen, bei dem nun einmal die deutsche Gegenwart ihre Residenz genommen hatte. Die immer wieder erneuten Bilder der Kaiserglorie übten auf die rege süddeutsche Phantasie einen ge-

radezu verhängnißvollen Einfluß. Denn wie der Mensch ein verlorenes Glück sich immer herrlicher auszumalen pflegt, je ferner es ihm rückt, so gewannen die Süddeutschen mit der Zeit eine Vorstellung von deutscher Größe, der keine Wirklichkeit je genügen zu können schien, wie ihr ja auch keine gewesene Wirklichkeit zu Grunde lag. Am wenigsten aber fanden sie die feurigen Farben dieser mittelalterlichen Kaiserphantasie an dem ernsten strengen Bau, den die Hohenzollern im Norden aufgerichtet. Ihr Zukunftsideal war ganz poetisch, wenn nicht phantastisch, und die preußische Gegenwart schien ganz nüchtern. Zumal in der Zeit, wo der Süden überhaupt anfing über sein Verhältniß zu Deutschland zu sinnen. Friedrich der Große hatte auch ihn einst fortgerissen, Blücher würde er, hätte er die Hand frei gehabt, jubelnd gefolgt sein; aber das Preußen seit 1815 stieß ihn zurück.

Was sollte in solcher Bedrängniß werden, die durch die Ereignisse von 1866 einen vollends beängstigenden Charakter annahm? Das herrliche Land ging auf unsicheren Wegen einer dunkeln Zukunft entgegen. Die gefährlichsten Extreme, eine ganz zuchtlose Demokratie und der vaterlandslose, von welschem Wesen verwirrte Ultramontanismus, schienen sich diese Zukunft streitig zu machen. Es fehlte schon nicht an solchen, welche die ruhmreiche Wiege alter deutscher Cultur und Macht der desperaten Cur völliger Auflösung ausgeliefert sahen, aus der allein neues Leben prießen könne, wo es doch auf der Hand lag, daß

ein solches Experiment den beiden Nachbarn die gefährlichste Festsetzung möglich machen konnte. Wo war ein Weg, der aus diesem Chaos trostloser Eventualitäten heraus führte? Wenn einmal das Provisorium von 1866 sich consolidirte, so konnte nicht allein der Süden für lange Zeit der deutschen Entwickelung verloren gehen, sondern dieselbe auch im Norden sehr empfindlich beeinträchtigen. Da kam der heilvolle Krieg von 1870. Schon sein erstes Wehen brach die politischen und moralischen Schranken zusammen, welche den Süden so lange vom Norden getrennt hatten. Und als er dann über den Rhein nach Frankreich hinein brauste und aller deutschen Gaue Kinder derselben ruhmreichen Fahne folgten und alle Daheimgebliebenen in dem Jubel über den Sieg und in dem Schmerz über seine Opfer sich wie eine große Familie zusammenschlossen in Empfindungen und Handlungen der Liebe, da verknüpfte die Anwohner der Isar und des Neckar und die der Elbe und Oder ein so festes Band, daß keine kleine Rechnung des Sondervortheils und keine grämliche Erinnerung alter Gegensätze es mehr zu sprengen vermochte. Aus peinlichster Schwankung sah sich der Süden mit einem Ruck auf den festen Boden eines neuen Deutschland versetzt, an dessen Ruhm und Glück ihm von nun an wieder ein voller Antheil der That und des Genusses wurde. Seit Jahrhunderten gefesselte und verkümmerte Kräfte blühten, sobald sie in den tiefen Boden eines großen gesunden Staatslebens und einer gesicherten Entwickelung verpflanzt waren,

von neuem herrlich auf und ein edler Wetteifer der deutschen Stämme für des gemeinsamen Vaterlandes Größe begrub alten Hader in glücklicher Vergessenheit.

So, denke ich mir, wird es dereinst heißen. Oder nicht? Und wenn nicht, wird der Süden die Verantwortung tragen mögen, daß die wundervollen Aussichten, die sich jetzt für ihn aufthun, nicht zur Wahrheit werden? Ich kann es nicht glauben. So viel wir auch in den letzten Wochen von der angeblichen Nothwendigkeit haben hören müssen, namentlich die kostbare bayrische Selbständigkeit vor jeder Beeinträchtigung durch das neue deutsche Reich zu bewahren, ich fürchte die Gespenster versunkener Zeiten nicht. Wer das bayrische Volk, namentlich auch die zu einer schönen deutschen Stadt gewordene bayrische Hauptstadt in diesen Monaten gesehen und die fundamentale Aenderung der herrschenden Ansichten und Stimmungen beobachtet hat, der kann unmöglich besorgen, daß eine engbrüstige und kurzsichtige Politik, wie sie leider von den Räthen der bayrischen Krone bisher festgehalten zu sein scheint, im Stande sein werde, die kernigen Geschlechter unseres Südostens aus der großen Gemeinschaft fern zu halten, deren sie so werth sind und die ihnen so nöthig ist. Wer die Süddeutschen kennt, der weiß, wie ihr Gemüth großen Begebenheiten weit offen steht und wie wenig es gerade ihre Art ist, eigensinnig an grauen Theorien festzuhalten. Beweglich folgen sie den Dingen mit rascher Auffassung und wer einmal ihr Herz erwärmt hat, dem gehören sie. Nun aber ist ihnen in diesen Monaten das seit

Jahrhunderten entbehrte Glück zu Theil geworden, an wahrhaft großen deutschen Thaten mitzuthun, und wie glänzend in ihrer Phantasie alter Zeiten Ruhm lebte, sie wissen, daß das Deutschland Barbarossa's nie Tage gesehen hat wie diese. Von ihnen beginnt für sie eine neue Epoche, der ganz anzugehören ihr höchster Stolz sein wird. Keine Schmeichelei und keine Sophistik wird ihnen einreden, daß für den Süden 1866 ruhmreicher oder vortheilhafter gewesen sei als 1870.

Denn auch der große greifbare Gewinn dieses Jahres wird dem Süden zufallen. Die Länder, welche des deutschen Reiches Verfall vor zwei Jahrhunderten in die Hände des Fremden gerathen ließ und welche nun des Reiches Auferstehung uns zurückbringt, sind süddeutsche, dem süddeutschen Leben unentbehrliche Länder. Der Norden möchte auch ferner ohne Elsaß und Lothringen gedeihen, dem Süden aber würde mit ihrem Fernbleiben eine wesentliche Bedingung des Wohlergehens mangeln. Denn solange Frankreich am Rhein steht, giebt es für den Süden keine Sicherheit, und solange uns der Elsaß fehlt, ist die reichste und blühendste Landschaft des Südens, der Oberrhein, wie ein in der Mitte durchgeschnittener Körper, der nur eine mühselige, widernatürliche Existenz führen kann. Solange unsere Geschichte von frohen und kräftigen Tagen des Südens meldet, so lange kennt sie Straßburg und Colmar, Hagenau und Weißenburg als integrirende Bestandtheile des reichen süddeutschen Städtekranzes, und von dem Moment an, wo diese

stolzen Sitze süddeutschen Bürgerthums aus dem alten Verband gerissen wurden, sank wie ein düsterer Trauerhimmel auf den ganzen Süden.

Dieser so auf neue, fruchtbare Grundlagen zurückgestellte und mit alten ruhmreichen Gliedern wiedervereinigte Süden hat wahrlich keinerlei Ursache zu fürchten, daß der Norden ihn erdrücken oder in seiner gesunden Eigenthümlichkeit versehren werde. Man weiß es noch immer nicht genug, wie tief in jedem Norddeutschen der Zug nach dem Süden ist und daß der Norden dazu neigen wird, den Süden in dem, was dieser nun einmal abthun muß, vielleicht nur zu sehr zu schonen oder gar nachzuahmen. Wenigstens wenn man aus der Weise, wie Preußen seit vier Jahren und namentlich wieder in den allerletzten Monaten gegen die süddeutschen Königreiche verfuhr, auf die Zukunft schließen sollte, so könnte der Süden in seinem eigensten Interesse nur wünschen, daß die preußischen Staatsmänner auf die zahlreichen Schrullen gewisser süddeutscher Collegen hinfort etwas weniger Rücksicht nehmen möchten. Denn dem süddeutschen und vor Allem dem bayerischen Volk frommt nichts mehr als eine volle, aufrichtige Vereinigung mit Deutschland, ein Anschluß an das Ganze, der nicht allerlei schwierige Ausgleichungen einer ungewissen Zukunft überläßt. Endlich auf festen sicheren Boden zu kommen, das ist das dringendste Bedürfniß des Südens. Endlich mit einem großen Entschluß alle Fesseln einer todten Vergangenheit abzuwerfen und sich der schönen hellen Gegenwart ganz zu ergeben, das ist die wichtigste

Voraussetzung vor allem auch einer berechtigten Selbständigkeit des Südens. Denn wahrlich heute walten durch ganz Deutschland die freundlichen Stimmungen, von denen jede Landschaft bereitwillige Schonung ihrer Besonderheiten zu erwarten hat. Wenn heute Bayern formell auf jede besondere Garantie seiner Selbständigkeit verzichtete, so würde es damit thatsächlich die größten Bürgschaften für diese Selbständigkeit gewinnen, so weit überhaupt das Glied eines Organismus vernünftiger Weise auf Selbständigkeit Anspruch machen kann. Wenn dagegen, was ich freilich für ganz undenkbar halte, Bayern sich dem herrlichen Strome deutscher Größe auch mit seinem letzten Wort entgegenstemmte, um, wie es im sechszehnten Jahrhundert that, den Strom in einen Sumpf zu verwandeln, dann wehe der bayrischen Selbstständigkeit! Denn dann müßte Deutschland es für seine nächste und dringendste Aufgabe halten, diesen trotzigen bayrischen Particularismus ganz und gar zu zerbrechen, und in dieser Aufgabe würde es an den besten Kräften Bayerns selbst die eifrigsten Bundesgenossen haben.

Diejenigen, welche seit Jahren von Einheitsstaat, Centralisation, Uniformität reden, um die Süddeutschen vom Norden fern zu halten, sind entweder sehr unwissend oder sehr unehrlich. Denn Angesichts des gesammten Verlaufs der deutschen Geschichte ist es eitel Thorheit zu fürchten, daß wir je in die Irrwege gerathen könnten, welche eben Frankreich in den Abgrund geführt haben. Solange es Deutsche giebt,

wird die Zersplitterung, das zu spröde Auseinanderstreben der Theile, die eigensinnige Pflege der Besonderheiten unsere Gefahr sein und nicht das Gegentheil. Berlin wird nie Paris werden. Nicht allein der Süddeutsche, sondern auch zahlreiche Norddeutsche werden immer lieber in München oder Stuttgart oder Nürnberg, Freiburg, Heidelberg leben als in Berlin, und wenn wir glücklich Eins geworden und unsere Vorposten wieder auf dem Kamm der Vogesen aufgezogen sind, dann werden wir voraussichtlich eine starke Wanderung norddeutscher Kräfte nach dem Süden erleben, der Einen, um dort die zahlreichen noch nicht ausgebeuteten Hülfsmittel flüssig zu machen, der Andern, um in dem schönen Lande von gethaner Arbeit auszuruhen. Und dafür wird es auch vom Süden nach dem Norden gehen und Aller gemeinsame Freude wird sein, daß das große Deutschland allen seinen Gliedern volle Freiheit eigenthümlicher Bewegung gestatte. Vorausgesetzt natürlich, daß Alle ihre vaterländische Pflicht thun. Denn das versteht sich ja wohl von selber, daß der Süden in Zukunft von einem Privilegium der Bequemlichkeit, von einem Präcipuum des Genusses nichts mehr wissen will. Von nun an giebt es für alle Deutschen nur gleiche Lasten, damit endlich die, welche seit zweihundert Jahren fast allein die politische und militärische Arbeit für Deutschland gethan haben, etwas erleichtert werden können. Der Süden wird es nicht wieder erleben wollen, daß Tausende preußischer Landwehrmänner für ihn bluten, während er einen beträchtlichen Theil der frischesten

Jugend daheim hat. Der Süden wird die falschen Apostel mit Entrüstung zurückstoßen, die ihm Rathschläge der Ehrlosigkeit in demokratisches oder ultramontanes Flittergold wickeln.

In den nächsten Wochen sollen die Kammern Bayerns und Württembergs über ihre und in gewissem Sinne über unsere Zukunft entscheiden. Ich möchte an die Männer, welche auch jetzt noch zu des deutschen und besonders des süddeutschen Volkes Glück ein störriges Nein sagen zu müssen meinen, eine Bitte richten: eingedenk zu sein, daß die deutsche Geschichte von ihnen Rechenschaft fordern, mit aller Unbarmherzigkeit fordern wird.

Karlsruhe, Anfang November.

In diesen großen Tagen, wo das deutsche Volk vor unseren Augen sich aufrichtet zu einer alle unsere Hoffnungen übertreffenden Einigkeit und Macht, wo die gesammte deutsche Menschheit, vielleicht zum ersten Male seit sie existirt, sich innig verbunden fühlt durch dieselben Empfindungen, Entschlüsse und Thaten, wo Ein Schlag alle deutschen Herzen bewegt und das stolze Bewußtsein deutsch zu sein alle anderen Regungen zurückdrängt, in diesen großen Tagen sucht unser Auge nach dem Grund so wundervoller Erscheinungen, um sie recht in ihrem Kern zu erfassen und ihre Bedeutung ganz zu erkennen.

Dieses Bedürfniß mag auf verschiedenen Wegen seine Befriedigung finden. Das gläubige Gemüth richtet sich mit dankbarer Rührung nach oben und sieht in den Ereignissen dieser Wochen das wunderbare Werk des Weltenlenkers. Andere preisen die Macht Preußens und die Vortrefflichkeit seines Heerwesens, Andere den patriotischen Entschluß des jungen

Bayernkönigs, Andere die heilvolle Verblendung des Kaisers der Franzosen. Aber wie man sich auch wenden mag, immer handelt es sich um einen großen Augenblick im Leben des deutschen Volkes, und wer es nicht zugeben kann, daß die Geschicke der Nationen ein Spiel des Zufalls seien, sondern das, was heute geschieht, mit gestern, und das, was ein Volk in allen Tagen erlebt, mit seiner innersten Natur verknüpfen muß, der sieht in den herrlichen Begebenheiten, die unser Aller Herz erfüllen, die Frucht und Vollendung langer vorausgegangener Mühen und Bestrebungen unserer Nation.

In Aller Munde ist diese Tage her das Jahr 1813 gewesen. Wie kam es, daß diese Erinnerung auch Diejenigen erhob und begeisterte, deren Väter 1813 unter napoleonischen Fahnen fochten? Wie geschah es, daß die bayrischen und württembergischen Regimenter links und rechts neben den preußischen Armeecorps gegen denselben Franzosen anstürmten, in dessen Reihen sie fast alle Kriege der letzten Jahrhunderte gefochten hatten? Und wie wurde es möglich, daß Deutschland wie Ein Mann gegen das napoleonische Imperatorenthum aufstand, um nicht nur seine, sondern aller Völker Unabhängigkeit vor der Wiederkehr jener schlimmen Zeiten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zu beschützen, und daß daneben das glorreiche England etwa die Rolle spielte, in der sich damals Preußen um die furchtbare Nothwendig-

keit der Entscheidung für oder wider herum zu drücken suchte? Sind wir in die Tage der Wunder zurückversetzt? Wie in aller Welt können wir plötzlich so festen, sicheren Schrittes die Bahn der Größe wandeln, wir, die wir eben noch nur in unseren Phantasien das Glück der Macht suchten, und wie konnte das gewaltige, allbewunderte Frankreich über Nacht so unter unseren Schlägen zusammenbrechen?

Wenn Völker oder Menschen etwas großes vollbringen, so liegt darin immer etwas wunderbares, unerklärliches. Aber bis zu einem gewissen Grade können wir doch die Keime, aus denen es wuchs, bloß legen. Keine Forschung und Darstellung wird den Beweis führen können, daß nach Allem, was die Deutschen in den letzten Jahrhunderten erlebt hatten, in diesem Jahre 1870 eine solche Wendung kommen mußte, wie wir sie jetzt sehen. Aber allerdings wird ein Rückblick in unsere Vergangenheit vieles erklären und namentlich verhindern können, daß wir die großen Begebenheiten des Tages nicht ganz falsch auslegen. Sie aber möglichst richtig zu würdigen, sich mit dem klaren Bewußtsein ihrer gewaltigen Tragweite möglichst kräftig zu durchdringen, ist eine Pflicht, die Niemand versäumen sollte. Denn die Tage der großen Begeisterung sind zu allen Zeiten kurz gewesen, und wenn auf den herrlichen Aufschwung, der jetzt uns Alle empor trägt, die nothwendige Abspannung folgt, dann muß in uns die ruhige Einsicht bereit

sein, im Frieden zu vollenden, was die Waffen vorbereitet haben.

Uns Deutschen ist das eigene Loos zugefallen, in den verschiedensten Wissenszweigen das unterrichtetste Volk zu sein, von unserer eigenen Vergangenheit aber weniger zu wissen als Franzosen, Engländer und vielleicht noch andere Völker. Das, was wir, d. h. die Masse derer, von welchen überhaupt in solchen Dingen die Rede sein kann, von unserer Vorzeit wissen, ist aber nicht allein wenig, sondern vor Allem zusammenhangslos und widerspruchsvoll. Von den glorreichen Tagen unserer alten Kaiserzeit findet sich wohl in allen deutschen Köpfen eine gewisse Kunde, nur daß sie wegen der Entlegenheit der Zeiten und der Fremdartigkeit der Verhältnisse natürlich bei den Meisten etwas schwankendes, nebelhaftes hat. Wenn wir aber fragen, wie es denn kam, daß diese Herrlichkeit der Hohenstaufen so jäh einstürzte und es dann mit unserer Macht unaufhaltsam abwärts ging und wir in eben der Zeit, wo alle anderen europäischen Völker sich staatlich sammelten, vielmehr vollends zerbröckelten, so werden wir über diese Periode des Hinabsteigens unserer Nation von kaiserlicher Hoheit und Macht zu kleinfürstlicher Kümmerlichkeit und Schwäche nicht bei Vielen klare Einsicht, und Diejenigen, welche davon wissen, oft im Widerspruch mit einander finden. Eben da aber hebt sich das deutsche Wesen von neuem:

unser Staat, unsere nationale Geltung versinkt, aber Luther giebt uns auf dem geistigen Gebiet volle Entschädigung. Luther würde ein Mann sein, in dem wieder aller Deutschen Wissen und Theilnahme sich begegnete, wenn nicht in dem Buche unserer Geschicke geschrieben gestanden hätte, daß dieselbe große Bewegung, welche zuerst des Deutschen Ueberlegenheit in jenen Stücken offenbaren sollte, welche den Völkern am meisten die dauernde Stellung verleihen, in Gewissenhaftigkeit, in ernster Wahrheitserkenntniß, in uneigennütziger Hingebung an die reinen Mächte des Innern, daß eben diese reformatorische Bewegung uns tiefer als irgend welche früheren Gegensätze spalten sollte.

Von da an gab es keine deutsche Geschichte für Deutsche mehr. Von da an trug unsere Vergangenheit ein anderes Gewand für den Protestanten und für den Katholiken, ein anderes für den Bayer und Preußen, den Süd- und Norddeutschen, den Rheinländer und Niedersachsen. Was der Eine mit wärmster Bewunderung pries, dem fluchte der Andere. Sah dieser in Luther den größten Wohlthäter seines Volks, so verwünschte ihn der andere als den Urheber alles Elends. In München steht das prächtige Reiterbild desselben Kurfürsten Maximilian, den die Protestanten von der Schule her mit üblem Auge anzusehen gewohnt sind. Geht man einige Schritte weiter, so findet man in der Feldherrnhalle die Standbilder Tilly's und

Wrede's, zweier Männer, deren Andenken in dem Gedächtniß der meisten Deutschen nichts weniger als ein ruhmreiches ist. Und wandern wir dann gar durch die bayrische Ruhmeshalle, so stutzen wir vollends. Umgekehrt wird manchem Katholiken seltsam zu Muthe, wenn er da in Worms das große Denkmal der Reformatoren sieht, und wer in seiner Schule oder in seiner Zeitung gelernt hat, daß mit Friedrich II. von Preußen die letzte Hoffnung des deutschen Reiches zu Grabe getragen wurde, daß alles Unglück des letzten Jahrhunderts von Preußen stammt, mit welchen Empfindungen muß der zu dem größten Kunstwerke der deutschen Neuzeit, zu dem Friedrichsmonument in Berlin, aufblicken?

Wie konnte der Geschichtschreiber, der Dichter, der bildende Künstler unter solchen Umständen, soweit es sich um unsere eigene Vergangenheit handelt, zu seinem Volke reden? Wie konnte unter solchen Verhältnissen diese Vergangenheit uns klar werden? Von der deutschen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte reden, das hieß Streit erregen. Was andere Völker erhebt und sammelt, das Gedächtniß der Vorfahren, das mußte bei uns den Hader alter Tage erneuen. Wir hatten eigentlich nur ein Gebiet, auf dem sich die Gedanken der Deutschen so ziemlich einträchtig zusammenfanden, unsere Litteratur. Was sich über Luther und Friedrich den Großen entzweite, das vereinigte sich Gottlob bei Lessing, Goethe und Schiller. Aber nur,

um in dem Gedanken an Schleiermacher, Stein, Niebuhr desto weiter auseinander zu fahren.

Dennoch gingen die Geister leidlich zusammen, so lange die politische Arbeit unter uns ruhte, oder doch die große nationale Lebensfrage unberührt ließ. So lange wir für Preßfreiheit, Geschworene, parlamentarische Befugnisse stritten, hatten die vorwärts strebenden Kräfte das Gefühl inniger Uebereinstimmung. Dann aber drängte sich die Frage der deutschen Einheit vor, und sofort war Deutschland mit Zwietracht erfüllt. Wie vor dreihundert Jahren die tiefste Offenbarung deutschen Wesens, jene That des Wittenbergers, welche in den ersten Decennien fast alle Deutschen mit warmer Begeisterung um das Banner der Glaubenserneuerung, der Abwerfung des römischen Joches gesammelt hatte, schließlich uns unheilbar in dem jedem deutschen Gemüth Theuersten zerriß, so schien nun wieder der Versuch, uns als Nation unsere Stellung in der Welt zurück zu gewinnen, nachdem er einen kurzen Moment in allen deutschen Landen jubelnd begrüßt war, unsere Zwietracht auf das schlimmste schüren zu sollen. Es war, als hätte das Wort: deutsche Einheit! alle bösen Dämonen der Vergangenheit entfesselt. Der Krieg von 1866 war das eigentliche Resultat der begeisterten nationalen Erhebung von 1848, und mit grimmigerem Hasse als je seit den greulichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges standen sich deutsche Stämme gegenüber. Noch einmal glaubte der Erbfeind Deutsche gegen

Deutsche führen zu können, verblendet von dem Ruf fanatischen und ohnmächtigen Parteihasses nach französischer Hülfe gegen den preußischen Cäsarismus. Wer unter uns hätte in der zweiten Juliwoche nicht davor gezittert, daß des bösen Nachbarn Anschlag gelingen könne? Vierzehn Tage später wußte Niemand mehr von Süd und Nord, und den ersten Sieg erfochten mit einander Preußen und Bayern, deren Unversöhnlichkeit s. z. s. eine geschichtliche Thatsache geworden war.

Und aus so zwieträchtiger Vergangenheit, aus diesen Jahrhunderten des Hasses und der Feindseligkeit soll diese wundervolle Gegenwart herzlichster Verbrüderung erwachsen sein? Ja wohl. Geht hin und seht, wenn die Eisenbahnzüge die Verwundeten der deutschen Armee heran führen: auf der Brust gar Vieler nehmt ihr das Erinnerungszeichen an den Bruderkrieg von 1866 wahr: unter diesem Zeichen sind die Unsrigen hinaus gezogen, unter diesem Zeichen haben sie gesiegt. Greller, greifbarer kann der Ursprung unserer gegenwärtigen Eintracht aus vergangener Zwietracht nicht offenbart werden. Was 1866 in offener Feldschlacht mit einander rang, das bekämpfte sich in Wahrheit unter uns seit drei Jahrhunderten. Aber still unter diesem lauten Hader sproßte die Saat der Einheit. Während wir uns befehdeten, uns zerrissen, wuchs die Macht des deutschen Wesens unsichtbar, aber auch unaufhaltsam. Der herrliche Baum war stattlich

empor getrieben: mit seinen Wurzeln im Innersten unserer Herzen befestigt, breitete er seine Zweige weit über alles deutsche Land, ohne daß wir ihn sahen. Wir sahen ihn wohl in einzelnen glücklichen Augenblicken nationalen Sonnenscheins, wie im Frühling 1848 oder im Herbst 1863; aber sofort verhüllten ihn wieder schwarze Wolken, so daß Diejenigen, welche behaupteten, er stehe noch immer da, für Träumer galten. Wie entsetzlich schlugen seine Aeste wider einander in jenen Sommertagen von 1866! Meinten nicht Viele, er sei für immer versunken? O die Kleingläubigen und Kurzsichtigen! Auch wenn die Bäume unserer Fluren in Blüthe treten wollen, fahren die Stürme hinein, schütteln sie, daß die Stämme krachen. Denn das Morsche und Todte muß herab geschlagen werden, damit das Lebendige und Gesunde Raum gewinne sich voll zu entfalten. So ein gewaltiger Frühlingssturm war der Krieg von 1866. Auch er schlug die verfaulten Zweige vom deutschen Lebensbaum, auch er offenbarte die gesunden Triebe, auch er weckte und öffnete die geheimsten Adern. Und nachdem das deutsche Volk vier Jahre über diesen Sturm gesonnen und in ernstem Nachdenken in sich gegangen, siehe da! nun zertheilen sich die Wolken, nun lacht der blaue Frühlingshimmel über allen deutschen Gauen und sie alle überschattet der gewaltige Baum deutscher Einheit, deutscher Macht, prangend in herrlichstem Blüthenschmuck und tönend von den Liedern unserer

Sänger, der alten von 1813 und der jungen von 1870, und das ganze deutsche Volk fällt Angesichts so wundervoller Offenbarung auf die Knie nieder und ruft zum Himmel: Großer Gott, wir loben dich!

Doch gebieten wir endlich dem überwallenden Herzen Schweigen und versenken den ruhigen Blick in die vergangenen Jahrhunderte, um das allmälige, unendlich mühselige Wachsthum des deutschen Wesens, seine schwere Auferstehung aus völligem Ruin zu begleiten.

Vor zweihundert Jahren, als jener grauenvolle Glaubenskrieg endete, waren wir todt. So weit das Auge über deutsches Land sah, entdeckte es nichts lebendiges. Gewiß lebten noch so und so viele Millionen deutscher Menschen; unter Tausenden niedergebrannter Dörfer und Städte ragten nur zum Theil verheerte Wohnsitze auf; es gab noch sehr viele deutsche Fürsten, Grafen und Herren, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Aber was diesem Lande ehemals eine eigenthümliche Geltung in der Welt verliehen hatte, der gesunde Wohlstand, das frische, heitere Gemüthsleben, die Kraft des bewaffneten Arms, die Reinheit der Sitte, das war in der unbarmherzigen Sündflut des dreißigjährigen Krieges versunken. Unser köstlichster Schatz, unsere Sprache, war in Verwilderung und Entfremdung verkommen. Wir konnten keinen Satz mehr reden, ohne das deutsche Gold mit fremdem

Flitter zu mengen. Wer etwas besseres vorstellen wollte, der mied dieses barbarische Kauderwälsch und stolzirte in der vornehmen französischen Sprache. Denn in denselben Jahren, wo Deutschland zu tiefster Ohnmacht und Ehrlosigkeit herabgekommen war, hatte sich Frankreich glücklich zu der tonangebenden Macht des Erdtheils empor geschwungen, gleichzeitig seinen Staat, seinen Handel, seinen Gewerbfleiß, sein Heerwesen, seine Litteratur und seine Kunst zum Muster aller anderen Völker ausbildend. Während das heilige römische Reich deutscher Nation, seit der Loslösung des deutschen Geistes von Rom ein ganz leerer Schatten, die Welt mit dem Ruf seiner Kläglichkeiten erfüllte, beherrschte Ludwig XIV. in den genialen Anfängen seiner Regierung auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gleichmäßig das europäische Leben. Vor Allem natürlich das deutsche; denn mit französischer Hülfe hatte sich der deutsche Protestant des spanischen Glaubenszwanges erwehren, mit ihr das deutsche Fürstenthum seine Rettung vor den Griffen der spanisch-habsburgischen Herrschsucht erjagen müssen. Der spanische Stern, der das Festland seit Karl V. dominirt hatte, war mit dem aufsteigenden französischen Gestirn im Kampf gewesen: wenn wir heute noch einmal jene traurigen Zeiten durchleben müßten, könnten wir dem Deutschen, sich selbst zu schützen unvermögend wie er nun einmal war, eine andere Stellung anweisen als auf der französischen Seite? Alles was damals vor-

wärts wollte, in politischer und wissenschaftlicher, in ganz gemein praktischer und idealer Beziehung, mußte sich unter die französische Fahne flüchten; denn das spanisch-habsburgische Banner deckte jederlei Verfinsterung und jederlei Corruption. Da aber so die deutsche Ohnmacht das einzige Gut, das ihr bleiben sollte, die Glaubensfreiheit, der französischen Protection verdankte und unser Volk überhaupt jede Art von Bildung und Fortschritt von Frankreich vertreten sah, konnte es nicht ausbleiben, daß wir durchweg unter das französische Joch kamen. Wie unsere Fürsten und Herren von den französischen Pensionen lebten, französische Moden uns unterwarfen, französischer Geist uns erfüllte, so war es nur ganz in der Ordnung, daß dieses Frankreich, das uns Alles gab, dafür uns nahm, was ihm gut dünkte. Die zerrissenen Glieder des Reiches lagen da ohne Schutz, eine unwiderstehliche Verlockung für alle Nachbarn. Frankreich, Holland, Schweden, Polen traten ungehindert über die deutschen Grenzen. Wir behielten noch immer mehr als wir verdienten; freilich gehörte ja auch das von den Fremden uns Gelassene in Wahrheit nicht uns, sondern ihnen.

Wie nun ist es geschehen, daß der deutsche Name aus diesem Abgrund von Ohnmacht, Nichtigkeit, Armuth, Selbstverachtung und Rohheit sich wieder erhoben hat und daß wir heute das entgegengesetzte Schauspiel von dem wahrnehmen, was die Welt vor

zweihundert Jahren bewegte, daß, wie damals Frankreich auf unseren Gliedern emporstieg, es jetzt unter unseren Waffen hinabsinkt, daß, wie damals das französische, heute das deutsche Wesen, deutsche Bildung, deutsche Sitte, deutsche Kriegskunst, deutsche Verwaltung als die erste der Welt sich geltend macht? Es ist das wundervollste, lehrreichste, erhebendste Stück deutscher Geschichte, freilich zugleich dasjenige, von dem unter uns am wenigsten ein klares Bewußtsein, eine sichere Kenntniß gefunden wird.

Um aus dem Verfall, in dem der westfälische Friede uns gelassen hatte, gerettet zu werden, brauchten wir zweierlei, eine staatbildende und eine geistbildende Kraft. Wir mußten erlöst werden aus dem jammervollen Trümmerwerk, welches das deutsche Reich hieß, aus dem entsittlichenden und landverderbenden Lügenwesen der verfaulten Reichsinstitutionen. Wir mußten den großen staatlichen Schöpfungsprozeß, den Franzosen, Engländer, Spanier, Niederländer, Schweden seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vollzogen hatten, endlich nachholen und unserem Dasein die unentbehrliche Grundlage einer schützenden, spornenden, pflegenden Macht geben. Wir mußten gewinnen, was ein Volk erst zum Volk macht, den die Volksglieder zusammenhaltenden, ordnenden, erziehenden, schirmenden politischen Organismus. Diese Aufgabe stieß aber bei uns nothwendig auf ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten. Dasjenige Haus,

dem seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Leitung der deutschen Dinge zugefallen war, das Haus Habsburg hatte sich, von seinen Anfängen an merkwürdig stark in nichtdeutsche Interessen verwickelt, seit dem Tode Maximilians I. deutschem Wesen vollständig entfremdet und schließlich zum Vorkämpfer spanischer Bestrebungen in Deutschland verkehrt. Das Haus Habsburg hatte die seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfenen deutschen und slavischen Gebiete einer unbarmherzigen, ihre beste Kraft zerstörenden Romanisirung preisgegeben, das deutsche Schöpfungsvermögen in den schönen Donaugebieten ausgebrannt; es hatte zugleich in seiner Reichsregierung fast immer das Gegentheil von dem erstrebt, was das deutsche Interesse verlangte. Wien war seit dem siebenzehnten Jahrhundert die Residenz derjenigen Form des Katholicismus, welche der deutschen Natur immer am feindseligsten gewesen ist, des in Spanien geborenen, von extrem romanischem Geist erfüllten Jesuitismus, einer Form des Katholicismus, welche die heiligsten Regungen herabwürdigt zu Mitteln der Herrschsucht, die religiöse Bildung in eine Schule der Lüge verkehrt, die weltliche Bildung in ein System blendender Täuschung. Dieser Jesuitismus hat nichtsdestoweniger mit seiner großartigen Organisation in Italien, Spanien und Frankreich, in seiner romanischen Heimath, in manchen Hinsichten bedeutendes geschaffen: auf deutschem Boden konnte er nie etwas anderes als

zerstören, weil ihm die deutsche Natur absolut widerstrebte. Wie war es nun möglich, daß eine Dynastie und eine Regierungsart, welche so vollständig die Beute des jesuitischen Systems geworden waren, daß beide heute noch, trotz allen Losreißungsversuchen, in seinen Netzen liegen, für Deutschland die Rolle der herstellenden, befreienden Macht übernahmen? Der innerste Sinn der Wiener Politik, der geheimste Herzschlag der habsburgischen Dynastie ging gegen das deutsche Dasein. Aber auch äußerlich war sie ganz in fremde Interessen verstrickt. Als in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die spanische Macht plötzlich zusammenbrach und die Wiener Habsburger an den Madrider Vettern keine Stütze mehr fanden, als gleichzeitig das deutsche Reich in ihren Händen zerbröckelt war, suchten und fanden sie im Osten und Süden ein neues Fundament ihrer Macht gegen das drohende französische Uebergewicht. Der Weg nach Deutschland war ihnen durch die Unversöhnlichkeit deutscher und habsburgischer Natur, durch den Selbstmord verlegt, den sie an ihren eigenen deutschen Ländern begangen hatten. So kehrten sie sich nach Ungarn und Italien. So vollendeten sie das Verhängniß, das sie unseren Südostmarken schon in ihren Anfängen vorbereitet hatten: sie schoben die deutschen Elemente der Donauländer in ein übermächtiges Gemisch fremdartiger Menschen hinein und zwar, nachdem sie eben die beste Kraft dieser deut-

schen Elemente durch den Druck der Gegenreformation zerquetscht hatten.

Also das kaiserliche Haus der Habsburger konnte uns der Führer aus dem Abgrund, in den wir zum großen Theil durch seine Schuld hinabgestürzt waren, unmöglich werden. Erretten und aufrichten konnte uns nur der, welcher die geheimste Kraft der deutschen Natur verstand, welcher die erloschenen Instincte unserer Volksseele mit warmem Hauch zu beleben vermochte. Das war den Habsburgern für immer versagt. Es war aber kaum weniger den Wittelsbachern versagt. Denn dieses Fürstenhaus hatte sich seit hundert Jahren mehr selbst als die Habsburger mit der römischen Reaction gegen die Befreiung des deutschen Gewissens identificirt, weit früher und energischer als in Oesterreich in Bayern die Gegenreformation durchgeführt und München zum eigentlichen Zion der Jesuiten in Deutschland gemacht. Nun ist es wahr, daß, soweit überhaupt jesuitische Art auf deutschem Boden gedeihen kann, dieses in München geschah und daß ebenso jesuitische Staatskunst den einzigen respectabeln Vertreter, den sie je in Deutschland besessen, in dem Kurfürsten Maximilian von Bayern gefunden hat. Diese bayrischen Herzoge und Kurfürsten hatten etwas anders mannhaftes als die Habsburger, sie waren in ihrer Weise tüchtige Regenten, tapfere Kriegsfürsten, z. Th. denkende, selbständige Köpfe, nicht die reinen Puppen ihrer jesuiti-

schen Beichtväter, wie die traurigen Ferdinande und Leopolde Oesterreichs. Aber das lag doch außer aller Möglichkeit, daß die Schüler der Eck und Canisius das Volk von Hutten und Luther unter ihre Fahnen sammelten. Denn ganz von dem religiösen Gegensatze abgesehen, trieb aller deutsche Geist nach dem entgegengesetzten Pol von dem, was an der Isar dominirte. Weder in der Kunst ist die äußerliche Pracht, noch in der Wissenschaft die sophistische Fertigkeit, noch im Leben die frivole Moral der Jesuitenschule jemals deutscher Art conform gewesen. Alles was in uns wahrhaft lebte, arbeitete immer mit aller Energie gegen diesen romanischen Strich und Schliff. Wir konnten uns recht wohl mit der gemilderten und geläuterten Form des Katholicismus, wie er in Frankreich seine Ausbildung erfuhr, aber niemals mit der extrem romanischen Ausprägung der Schüler Loyola's vertragen. Und da nun diese religiöse und geistige Richtung der eigentliche Lebensgrund der damaligen bayrischen Macht war, so konnte auch sie nicht unsere Retterin werden.

Aber ebenso wenig endlich als Habsburger und Wittelsbacher, die Träger des jesuitischen Triumphs über die besten Triebe des deutschen Volks, konnten ihm die Vertreter der lutherischen Orthodoxie, wie die Kurfürsten von Sachsen, zu neuem Leben verhelfen. Denn daß Deutschland jenen traurigen Rückgang in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahr-

hunderts erfuhr, daß Rom unter uns wieder mächtig Fuß faßte, nachdem wir sein Joch fast vollständig abgeschüttelt hatten, daß wir wehrlos und haltlos in das Elend des dreißigjährigen Krieges hinein taumelten und ganz führerlos von seinen Stürmen zerschmettert wurden, das war vornehmlich die Schuld des bornirten Lutherthums, seiner mönchischen Weltentsagung, seiner pfäffischen Zanksucht, seiner ganz römischen Unduldsamkeit und seiner absoluten Unfähigkeit, die großen Aufgaben des Staatslebens zu fassen. Daß Rom in einem gewaltigen Siegeszuge so unendlich viel von dem zurückeroberte, was die frische Kraft Luthers und seiner Genossen ihm entrissen hatte, daß Deutschland selber viele Millionen seiner Kinder wieder der päpstlichen Herrschaft unterworfen sah, das war nicht die Schuld irgend eines dunkeln Verhängnisses, sondern der beispiellosen Geistesenge unserer lutherischen Fürsten und ihrer zelotischen Gewissensräthe. Es ist nichts kläglicheres zu denken als die Politik dieser Vertreter der Reformation in Deutschland, namentlich der Kurfürsten von Sachsen.

Dieser enge finstere Geist des lutherischen Buchstabenglaubens, der die wahre Kraft der Glaubenserneuerung gebrochen, der die deutschen Protestanten zu müßigen und unverständigen Zuschauern der entscheidenden Kämpfe in den Niederlanden, Frankreich, England und Polen und der siegreichen Gegenrefor-

mation in Deutschland selbst gemacht hatte, dieser von Rom mit allen Waffen auf allen Gebieten geschlagene lutherische Consistorialismus trug keinerlei rettende Lebenskräfte in sich. Und wäre er auch weniger beschränkt gewesen, er hätte uns schon deshalb die Erneuerung nicht bringen können, weil nun einmal durch seine Schuld Rom wieder einen so breiten Boden unter uns gewonnen hatte. Da das deutsche Volk jetzt thatsächlich zu fast gleichen Theilen der alten und der neuen Kirche angehörte, so konnte der rettende Anstoß nur von einem Fürsten ausgehen, der frei war von dem ausschließlichen Glaubenseifer beider Theile, der seinem Staate eine Stellung über den Religionsparteien anzuweisen verstand, dem weder der römische noch der lutherische Katechismus das höchste Herzensanliegen war, dem vielmehr die gewaltigen Aufgaben einer neuen Zeit und ihre energische Lösung für die Wiedergeburt seines Volkes mit religiöser Wärme das Innere erfüllten.

Der Mann, welcher so außerhalb aller schroffen und einseitigen Gegensätze, von denen das deutsche Leben seit hundert Jahren zerrissen war, außerhalb aller schlechten Traditionen der deutschen Protestanten wie der deutschen Katholiken es unternahm auf deutschem Boden wieder einen Staat zu bauen, war Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von der dankbaren Nachwelt mit Recht der große Kurfürst genannt. Wer durch die langen traurigen Zeiten der

deutschen Geschichte seit dem Augsburger Religionsfrieden gewandert ist, gleichmäßig angewidert von der Gedankenlosigkeit der protestantischen Fürsten und von den jesuitischen Künsten ihrer katholischen Gegner, dem geht wahrhaft das Herz auf, wenn er in den letzten traurigsten Jahren des Glaubenskrieges diesem Hohenzollern begegnet, in dem sich sofort ein ganz neues Wesen offenbart. Nach langer Misere sieht er zum ersten Male wieder einen deutschen Fürsten, den er mit Stolz neben die größten Staatsmänner und Krieger der Zeit stellen darf, einen Fürsten, in dem das bis dahin so traurig verdunkelte protestantische Princip eine mächtig aufleuchtende, erwärmende und erhellende Lebensflamme ist, in dem die deutsche Natur glorreich zeigt, was sie in Verwaltung, Diplomatie und Kriegskunst, in gewissenhaftester Erfüllung der kleinen Pflichten des Tages, wie in weitschauender Beherrschung der großen Weltverhältnisse zu leisten vermag. In alle großen Fragen der Zeit greift dieser Kurfürst entschlossen und klug ein. Er ist es, der allein von allen deutschen Fürsten der gefährlichen Herrschsucht Ludwigs XIV. tapfer und glücklich entgegentritt, der den erloschenen Ruhm des deutschen Schwerts bei Warschau gegen die Polen, bei Fehrbellin gegen die Schweden wieder auffrischt, der für die Vertheidigung der Niederlande gegen Frankreich unermüdlich arbeitet, der endlich an der Befreiung Englands von den Stuarts wesentlichen Antheil nimmt.

Und während er so als der wahre Vorfechter deutscher Interessen im Westen, Osten und Norden eine bewunderungswürdige Thätigkeit entfaltet, durch die Erbärmlichkeit des deutschen Reichs und seines Oberhauptes wohl oft genug gehemmt und von der geraden Bahn abgedrängt, aber nie gelähmt, schafft er im Innern seines zerstückten, von allen Ueberlieferungen einer schlechten Vergangenheit gefesselten Staates das Muster deutscher Verwaltung und Wirthschaft. Den nichtsnutzigen Plunder ständischer Privilegien, der damals mit dem Namen ständischer Freiheit prunkte, trat er ebenso schonungslos nieder wie die Zanksucht der lutherischen Pastoren. Er war wahrlich ein guter Protestant, aber im Sinne der vielverheißenden Anfänge der Reformation, da sie noch Hand in Hand ging mit dem befreienden Humanismus, da sie noch nicht daran dachte, dem engen römischen Gefängniß einen fast noch engeren Wittenberger Käfig entgegen zu stellen, die imposante römische Hierarchie durch den kleinen Glaubenseifer lutherischer Buchstabenanbeter zu verdrängen, sondern Gewissen und Geist der Menschen zu lösen aus den Banden der Klerisei und der todten Tradition, sie frei und fest ihrem Gott gegenüber zu stellen in eigener Prüfung. So trat er jetzt dem gleich bornirten Fanatismus der katholischen und lutherischen Priester und der von ihnen bethörten Fürsten entgegen, um sein Land zu einer Zufluchtsstätte für Alle zu machen, welche irgend-

wo die Beute der Verfolgungswuth werden möchten.

In diesem Geiste wurden die Grundlagen des preußischen Staats gelegt. Er sollte ein Hort sein deutscher Unabhängigkeit gegen die Uebergriffe der auf allen Seiten in deutsches Land eingedrungenen Fremden, ein Hersteller deutscher Staats- und Kriegskunst, ein Muster deutscher Gewissenhaftigkeit, deutschen Fleißes in der Verwaltung, ein Sitz deutscher Frömmigkeit, aber auch deutscher Duldsamkeit und Geistesfreiheit.

Ist Preußen dieser von seinem wahren Gründer ihm gestellten Aufgabe untreu geworden? Oft genug, sicherlich, ist es von der Bahn, welche ihm der große Kurfürst vorgezeichnet hatte, abgeirrt, öfter hat es auf ihr still gestanden. Aber wenn wir das Ganze dieser zweihundertjährigen preußischen Geschichte überschauen, wenn unser Blick nicht kurzsichtig an dieser und jener Einzelheit hängen bleibt, sondern den durchgehenden Charakter und den großen Zug der Zeiten zu fassen vermag, dann müssen wir doch bekennen, daß die gesammte neuere Geschichte kein zweites Beispiel so rastloser, so consequenter und trotz allen inneren und äußeren Hemmnissen schließlich so erfolgreicher Staatsthätigkeit darbietet, als sie seit 1640 von den Hohenzollern mit den lange so unendlich bescheidenen Mitteln des preußischen Staats geübt worden ist. Man darf zuversichtlich sagen, daß alle Diejenigen, welche das bestreiten, von moderner Geschichte nichts

wissen. Es würde auch unter uns Deutschen diese Thatsache längst zu allgemeiner Anerkennung gekommen sein, wenn nicht die oben erwähnten Gründe ein über die Kreise der selbständigen Forscher hinausreichendes Verständniß der deutschen Geschichte seit der Reformation so unendlich erschwert hätten.

Was uns aber so lange hinderte, den großen Beruf Preußens für Deutschland zu erkennen, das hemmte noch mehr das Fortschreiten Preußens selbst auf der ihm von dem guten Genius unseres Volkes vorgezeichneten Bahn. Sobald es mit seiner staatbildenden Kraft etwas deutlicher aus den Anfängen der Vorbereitung heraustrat und merklich in das deutsche Leben einzugreifen begann, stieß es natürlich sofort auf den Widerstand aller derjenigen deutschen und fremden Mächte und aller der Gewohnheiten und Kräfte unseres Volkes, welche in dem Chaos der Reichsanarchie emporgewuchert waren. Das Aufsteigen dieses jungen preußischen Staats bedrohte nicht allein Oesterreich, Bayern und Sachsen, sondern den ganzen wirren Haufen der Reichsglieder, der Fürsten und Herren, der Bischöfe und Aebte und der s. g. freien Reichsstädte, in denen die Zuchtlosigkeit und der schlechte Egoismus einer vaterlandslosen Existenz herrschte. Es bedrohte Alles, was in Deutschland seit Jahrhunderten das Recht des Bestehenden usurpirt hatte, und es bedrohte ebenso alle unsere Nachbarn, die sich an deutscher Nichtigkeit genährt und auf unsere Kosten groß gemacht hatten.

Der Uebermuth der preußischen Junker, die Starrgläubigkeit der lutherischen Pastoren, welche sich durchaus nicht das Recht alle Andersgläubigen zu verketzern wollten rauben lassen, die enge Selbstsucht der Stände, die träge Bequemlichkeit der an ein gedankenloses und thatloses Dahinleben gewöhnten Bürger und Bauern, der kleine Horizont der Beamten, das Alles stemmte sich in Preußen selbst gegen den kühnen Flug des Adlers, der mit dem Rauschen seiner Schwingen die gesammte deutsche Reichsmisere erbeben machte.

Gewiß, wenn es jemals eine saure Arbeit gegeben hat, so war es die der Hohenzollern. Mit einem überwiegend armen, beispiellos zerschnittenen, zum großen Theil der jüngsten Bildungsstufe der Nation angehörigen, überall von Neidern und Feinden bedrängten Gebiet haben diese Fürsten den Grund des deutschen Staats legen müssen. Nur die härteste Energie, nur die peinlichste Sparsamkeit konnte diese Aufgabe lösen, während die anderen deutschen Lande es sich bequem machten und die Riesenthätigkeit der keimenden Großmacht überaus lästig fanden. Freilich wäre es Thorheit, leugnen zu wollen, daß diese seltsame Stellung des jungen Preußen ihm nothwendig gewisse Charakterzüge aufprägte, welche namentlich mit dem, was in den letzten Zeiten deutsche Art geworden war, ziemlich scharf contrastirten. Diese Art hatte sich in einem lockern und losen, aller großen Aufgaben entwöhnten Privatleben festgestellt, das aber doch einen gewissen

Vorsprung der Cultur darstellte. Franken, Schwaben und Sachsen hatten schon lange im hellen Lichte der Geschichte gelebt, als die Anfänge deutschen Lebens im Osten der Elbe, der Heimath des preußischen Staats, erst mühsam aufdämmerten. Viele wichtige Lebensgüter hatten sie in altererbtem Besitz, welche Preußen erst noch erwerben sollte. Und nun wollte dieses jüngste Glied in der deutschen Familie alle älteren Geschwister mit rauher Arbeit, schonungslos durchgreifender Energie überholen! Wo würde das gern gesehen?

Und doch jauchzte fast ganz Deutschland auf, als jener Mann das preußische Scepter schwang, der nach Jahrhunderten zuerst wieder den Ruhm des deutschen Namens über die Welt ausbreitete, jener große Friedrich, welcher uns mit mächtigem Stoß die so lange geschlossenen Pforten nationaler Macht aufsprengte. Was in Deutschland irgend welche Empfänglichkeit für wahre Größe besaß, das verfolgte mit warmer Theilnahme die aufsteigende Ruhmesbahn dieses Königs, der seit Luther zum ersten Male wieder die Welt mit deutscher Kraft bewegte. Schon damals wurde es offenbar, was für uns in diesem Preußen lag. Schon damals trat unser ganzes Dasein unter den bestimmenden Einfluß der preußischen Führung. Das von Friedrich aufgestellte Beispiel einer aufgeklärten, gewissenhaften, von aller confessionellen Befangenheit absolut freien und doch von religiösem Hauch, weil von ernster, selbstloser Sittlichkeit, erwärmten Staats-

praxis riß Alles mit sich fort, was unter uns irgend lebensfähig war. Zuerst erfuhr Oesterreich den heilsamen Zwang, gegenüber einem solchen Feind die stupiden Ueberlieferungen der guten alten Jesuitenzeit abzuwerfen, in Finanzen, Heerwesen, Volksbildung etwas preußische Ordnung und Thätigkeit zu erstreben. In Nord und Süd wurden die deutschen Kleinstaaten unwiderstehlich in die preußische Bahn geschoben, der ja in gewissem Maße ganz Europa folgen mußte. Es wurde unter uns hell. Die Finsterniß des Glaubenseifers, der Verfolgungswuth, des trägen Beharrens in verkommenen Zuständen konnte sich nur noch in einigen bischöflichen und reichsstädtischen Winkeln behaupten. Selbst Bayern nahm einen ziemlich ernsthaften Anlauf zur Aufklärung in einer Zeit, wo Portugal, Spanien, Italien und Frankreich dem Jesuitenorden, dem großen Träger der romanischen Reaction gegen deutsche Gewissensfreiheit, den Krieg machten und die heiligen Väter, denen sie so lange gehorcht hatten, in die Verbannung trieben, damit sie bei dem eigentlichen Vater dieser praktischen Aufklärung, bei dem preußischen Friedrich ein Unterkommen suchen müßten!

Aber freilich, auch diese glorreiche Regierung des großen Königs sollte den Deutschen allerlei Anstoß geben. Weniger weil dieser Friedrich wie alle Menschen in manchen Stücken irrte und nicht frei von Schwächen war, sondern sein innerstes Wesen erweckte dem deutschen

Gemüth ein gewisses Grauen. Er war so hart, so scharf, scheinbar so kalt, und wir waren damals so sehr empfindsam und weichherzig. Er ging den rauhen, steinigen Weg der großen Politik und wir schwärmten die erste Jugendliebe zu Allem, was gut und schön und erbaulich und rührend war, wir standen in der thränenreichen Verzückung eines aus langer schaaler Prosa zu den ersten Ahnungen der Poesie wieder erweckten Volkes. Wir fingen auch nach langer Selbsterniedrigung wieder an, auf unser Vaterland und namentlich auf das einzige Reelle, was wir vorläufig von diesem Vaterlande besaßen, auf unsere Sprache stolz zu sein, und dieser Preußenkönig vergötterte die französische Litteratur. Die französischen Götzen, welche unser Lessing eben mit den mächtigen Schlägen seiner Kritik zermalmte, die sammelte dieser König mit bewundernder Verehrung um sich, und indem er ganz versenkt war in die hohe Aufgabe, seinem Volke wieder einen mächtigen, lebensvollen Staat zu schaffen und eine geachtete Stellung in der Welt, hatte er keine Zeit und keinen Sinn dafür, daß neben und in innigstem Bündniß mit ihm die freien Kräfte dieses Volkes an einer anderen Schöpfung arbeiteten, welche die nothwendige Ergänzung zu der hohenzollernschen Staatsbildung war, an der Aufrichtung der deutschen Geistesmacht.

Denn das war nun einmal die Art unseres Volkes, daß politische Macht allein den Drang seines

Herzens nicht befriedigen konnte. Dieses deutsche Volk, das in seiner Jugend den Idealen des mittelalterlichen Lebens so ganz sich ergeben hatte, daß es über ihnen seine realsten nationalen Bedürfnisse vollständig vergaß; welches dann beim Anbruch der neuen Zeit mit einem ganz gleichen Idealismus den tiefsten, freilich auch einseitigsten Zug der Reformation, das weltvergessende Glaubensleben, auf Kosten aller nationalen, politischen, wirthschaftlichen Interessen pflegte, dieses endlich in Staat- und Machtlosigkeit schwer geprüfte, aber auch nur noch mehr an die Reize eines kosmopolitischen Einzeldaseins gewöhnte Volk mochte nur allmälig an die straffe Zucht und die praktische Härte einer politischen Existenz wieder herangebracht werden. Das eigentlich deutsche Naturell, möchte man sagen, war ein staatsfeindliches geworden. Wie viel mehr regte sich dieser Antagonismus gegen die rauhe preußische Staatsarbeit in jenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, wo alle herrschenden Ideen über die kümmerlichen Schranken der Wirklichkeit, des Gewordenen, Ueberlieferten sich unendlich erhaben dünkten! In solcher Zeit mußte natürlich der deutsche Geist seinen kühnsten Flug in den reinen Aether ewiger Wahrheit und Schönheit nehmen und das, wie er meinte, enge Treiben der Staatsmänner, die überall an Gegebenes gebunden sind und die erhabenen Zwecke der Menschheit nur im dunkeln Hintergrunde ihrer Bemühungen ahnen lassen, gründlich verachten. Und so

geschah es, daß, nachdem die ruhmreichen Anfänge des großen Königs von der jubelnden Theilnahme der Deutschen begleitet waren, sein weniger geräuschvoller Fortgang von der politischen Gleichgültigkeit des Volkes kaum beachtet wurde. Nur wenige erlesene Geister, wie den jungen Stein und Gneisenau, zog auch des alternden Königs Sonne noch unwiderstehlich an.

Wer das Aufsteigen des preußischen Staats aus dem Reichselend, wie es der westfälische Friede besiegelte, verfolgt, dieses rastlose Mühen norddeutscher Kraft, von den Ostmarken unseres zerrissenen, zertretenen Vaterlandes her ein schirmendes Bollwerk über unser scheinbar verlorenes Geschlecht auszubreiten, der beobachtet einen wundervollen Auferstehungsprozeß, in dem jeder Moment die tiefste Theilnahme jedes Deutschen verdient. Parallel mit dieser Erhebung deutscher Staatsmacht läuft aber eine andere nicht weniger merkwürdige Bewegung, welche längst die liebevolle Aufmerksamkeit unseres Volkes gefunden hat. Es ist das die Aufrichtung der deutschen Geistesnacht durch unsere Dichter und Denker.

Im dreißigjährigen Kriege war nicht allein unsere nationale Macht, unser Wohlstand, sondern ebenso sehr unsere geistige Habe zu Grunde gegangen. Der Niedrigkeit unserer äußeren Stellung entsprach am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts vollkommen die Kläglichkeit unserer inneren Verfassung. Unsere Für-

sten standen nicht tiefer unter der Glorie Ludwigs XIV., als unsere Dichter unter Corneille und Racine. Was war unsere Sprache, unsere Litteratur damals im Vergleiche mit der Frankreichs? Wie wäre das so ganz deutsche Wesen Friedrichs des Großen wohl in Abhängigkeit von französischem Geist gerathen, wenn er in seiner Bildungszeit eine deutsche Litteratur vorgefunden hätte, die seinen Genius irgend befriedigen konnte? Wir mußten uns litterarisch wie politisch aus dem Nichts empor arbeiten. Die eine Aufgabe war so schwierig wie die andere. Denn bis dahin hatte es sich als ein bei allen Völkern gleichmäßig beobachtetes Gesetz geltend gemacht, daß die litterarische Blüte aus einem befriedigenden, oder vielmehr aus einem erhebenden Gesammtbefinden einer Nation hervorgeht. So waren alle großen Epochen der griechischen Litteratur im Gefolge nationaler Großthaten erschienen; so war die Blütezeit unserer mittelalterlichen Dichtung dem Höhepunkt unserer kaiserlichen Stellung auf dem Fuße gefolgt; so hatten eben noch Spanier und Franzosen genau in dem Augenblicke sich litterarisch emporgeschwungen, wo ihr Staat das Volk mit stolzem Selbstgefühl erfüllte. Uns wurde das Entgegengesetzte beschieden.

Nur so innerliche, bis zu einem merkwürdigen Umfange von äußeren Verhältnissen unabhängige Menschen, wie wir namentlich seit der Reformation geworden waren, konnten ein solches aller bisherigen Erfahrung

und eigentlich der menschlichen Natur selbst zuwiderlaufendes Unternehmen durchführen. Wir haben Ursache, auf dieses Werk unserer Vorfahren mit höchstem Stolz zurückzublicken. Aber freilich, wenn es unseren Dichtern und Forschern gelang, uns zu einer Zeit, wo der Gesammtzustand des deutschen Lebens in der That nicht danach angethan war, den Genius zu beflügeln, eine Litteratur, eine Geistesbildung zu schaffen, die kühn den Vergleich mit jeder anderen wagen kann, so mußten die abnormen Umstände, unter denen dieses vollbracht wurde, wohl in gewissen eigenthümlichen Zügen jener Bildung sichtbar werden. Das ganze Fundament dieses geistigen Baues wurde in mühsamer, überwiegend gelehrter Arbeit gelegt. Unsere Dichtung des vorigen Jahrhunderts erwuchs in ihren Anfängen ganz vorwaltend nicht aus froher Anschauung, sondern aus Studium, nicht aus großen Lebenserfahrungen, sondern aus sorgfältigen Untersuchungen oder aus innerlicher Gemüthsarbeit. Erst mit dem Auftreten Goethe's wurde dieser Charakter zurückgedrängt. Aber auch bei ihm und sehr viel mehr wieder bei Schiller war das Reich der Ideen, die begeisterte Versenkung in die Antike oder in die Natur eine Hauptquelle der dichterischen Production. Wie hätte es auch anders sein können bei Männern, die ihre größten Werke in dem öden Wolfenbüttel oder in dem kleinen Weimar schaffen mußten? Es blieb ihnen nichts übrig, als in die Tiefe ihres

eigenen Geistes, in die idealen Schätze der Vergangenheit hinabzusteigen, um aus ihnen mit intensivster Arbeit eine Atmosphäre zu erzeugen, in welcher die Phantasie schöpferisch werden konnte.

Dabei dürfen wir allerdings eins nicht vergessen. Die Wirklichkeit des deutschen Lebens bot ihnen nichts großes begeisterndes, aber eine unendliche Fülle gesunder Kraft und echter Wahrheit im Familienleben und allen Privatbeziehungen. Wir waren ein so unverdorbenes Geschlecht, wie es irgend gefunden wurde. Wir waren an geistige Thätigkeit, unermüdlichen Fleiß gewöhnt und besaßen die köstliche Gabe, in den engsten, kümmerlichsten Verhältnissen mit der Macht der Ideen uns ein Paradies zu zaubern, das wir gegen keine Herrlichkeit der Welt vertauscht hätten. So fanden denn unsere Dichter nicht an den großen Höfen, nicht in der vornehmen Gesellschaft, aber bei einer ausgedehnten Mittelschicht eine Innigkeit des Verständnisses und eine Wärme des Entgegenkommens, die sie wohl erheben und ermuthigen konnte, den höchsten Problemen der Kunst mit den reinsten Mitteln nachzugehen. Und diese sittliche Gesundheit des Volkes gab ihnen noch einen anderen Schatz. Sie konnten ganz den geistigen Aufgaben leben, die Person völlig vergessen. Wo kennt die Geschichte reinere, uneigennützigere, von der gewöhnlichen Eitelkeit der Künstler weniger berührte Menschen, als unsere großen Dichter waren? Wo einen durch die edelsten Interessen verknüpften Freundeskreis,

wie den von Weimar und Jena? So oft wir uns in das Leben dieser herrlichen Menschen vertiefen, kömmt wie ein Gefühl andächtiger Erhebung über uns. Bewunderungswürdig war, was sie schufen, aber sie selber standen noch über ihren Schöpfungen.

Als Friedrich der Große zu seinen Vätern versammelt wurde, war unsere Dichtung eben in ihre größte Periode getreten. Da sie ihren ersten zuversichtlichen Aufschwung nahm, wurde sie von Preußens Ruhm mächtig berührt. Später ging sie ihre Wege, als ob dieser Staat nicht existirte, gerade wie sein König von ihr keine Notiz nahm. Nicht in Preußen, sondern in den kleinsten Kleinstaaten schlug sie am liebsten ihre Werkstätte auf. Ueberhaupt aber war ihr alles Staatswesen vollkommen gleichgültig. Ja mehr als das. Unabhängig von aller nationalen Wirklichkeit, wie sie sich, den einzigen Moment des siebenjährigen Krieges ausgenommen, herauf gearbeitet hatte, faßte sie die höchste ideale Sphäre, die rein menschliche, ins Auge. Der Flug ihrer Ideen ging so hoch, war so ein Product gewissermaßen aller vorausgegangenen Bildungsepochen des Menschengeistes, daß es ihr eine unerträgliche Beschränkung schien, an eine bestimmte Nation, oder auch an eine bestimmte Zeit gebunden zu sein. So schien es ihren Trägern denn auch ganz unerheblich, wie die nationale oder politische Organisation ihres Volkes beschaffen sei, überhaupt die äußere Stellung dieses Volkes. Das Reich der Ideen, in dem sie lebten

und webten, lag zu hoch über diesen kleinen irdischen Dingen.

Wer ihnen deshalb zürnen wollte, müßte alle Grundbedingungen ihres Wirkens verkennen. Denn wie in aller Welt hätte dieser herrliche Bau deutscher Dichtung und Bildung zu Stande kommen sollen, wenn er sich auf die Wirklichkeit des deutschen Lebens hätte stützen müssen? Aber deshalb ist es nicht weniger wahr, daß in diesem Verhältniß etwas ungesundes und abnormes lag. Man mag es nun drehen und wenden wie man will, das Verhalten unserer größten Dichter zu den gewaltigen Begebenheiten des Revolutionszeitalters, welche nicht etwa nur Deutschland empfindlich trafen, sondern die Lage der ganzen Menschheit wesentlich umgestalteten, dieses Verhalten war widernatürlich. Und daß diese ganze Litteraturblüte trotz aller ihrer Größe doch nicht im Stande gewesen war, der Nation allein ein kräftiges Dasein einzuhauchen, das bewiesen mit greller Unbarmherzigkeit die Erfahrungen, welche unser Volk in demselben Augenblicke machen mußte, wo die litterarische Arbeit in der Hauptsache vollendet war.

Vielleicht niemals hat eine Nation eine reichere Fülle genialer Menschen auf rein geistigem Gebiet thätig gesehen, als sie unter uns in eben jenen Jahren wirkte, wo sich das Joch Napoleons mit furchtbarer Demüthigung auf unsern Nacken legte. Unsere Dichter, Philosophen, Philologen, Theologen beherrschten das

Reich des Geistes in einem Umfange und in einer Tiefe, wie es die Welt nicht gesehen hatte. Eben damals sanken wir als Volk auf den tiefsten Punkt der Erniedrigung. Man könnte selbst fragen, ob der dreißigjährige Krieg uns je größere Schmach gebracht habe als das Jahr 1806. Was war da aus der rastlosen Arbeit von anderthalb Jahrhunderten geworden? Was frommten uns Goethe und Schiller, Kant und Wolf, wenn der deutsche Geist so ohnmächtig gegen einen Despoten war, welcher die moderne Menschheit in die barbarische Uniformität des Orients zurück zu stürzen drohte und jeder wahren Bildung die Axt an die Wurzel legte? Und was war aus der Staatsschöpfung der Hohenzollern geworden, aus der kühnen Politik Friedrichs des Großen, aus seinem unvergleichlichen Heer, aus der straffen eisernen Zucht dieses preußischen Volks, aus seiner rauhen Kraft? Niemals hatte eine Nation furchtbarere Enttäuschungen erlebt. Wir schienen vollständig niedergeworfen zu sein. All unser altes Elend stand in kolossalen Dimensionen vor unseren verwirrten Blicken. So zerrissen wir auch seit Jahrhunderten gewesen waren, nie hatte diese Zerrissenheit so feste, so erniedrigende Formen angenommen als jetzt. Der letzte Schatten des Reichs löste sich vor dem Gebot des fremden Imperators auf; der deutsche Süden und Westen trat im Rheinbund willig unter die Schaar seiner Knechte; Oesterreich stand gelähmt, Preußen lag verblutend

im Osten. Wo bot Europa ein kläglicheres Schauspiel?

Wenn es unmöglich ist, die Geschicke unseres Volkes mit ernster Betrachtung zu verfolgen, ohne von dem Tiefsinn der Weltlenkung im Innersten berührt zu werden, so gilt das vor Allem von jenen Jahren schmerzlichsten Unglücks, welche uns Deutschen nach dem jammervollen Fall Preußens beschieden wurden. Sie schienen uns mit entmannender Hoffnungslosigkeit schlagen zu müssen. Alles was deutsch war stand da im unbarmherzigen Licht der Erbärmlichkeit. Gerade dieses Uebermaß des Elends sollte uns aus den bisherigen Irrwegen heraus reißen, unser innerstes Wesen von den Verkehrtheiten reinigen, von den Abnormitäten, welche unserem Bildungsgange seit dem westfälischen Frieden angeklebt hatten.

Zweierlei, wurde oben gesagt, that Deutschland Noth, um aus dem Jammer des dreißigjährigen Krieges aufgerichtet zu werden, eine staatbildende und eine geistbildende Macht. Beides war uns zu Theil geworden, aber in einseitiger Pflege, in verderblicher Trennung. In einzelnen glücklichen Momenten allerdings hatten sich beide die Hand gereicht, im Ganzen aber waren sie gleichgültig und fremd neben einander hergegangen. Vielleicht gab es im vorigen Jahrhundert keine zwei durch Geistesverwandtschaft näher auf einander angewiesene Deutsche als Friedrich der Große und Lessing. Wie, wenn sie sich gefunden

hätten! Aber die Seltsamkeit unserer Lage fügte es, daß wohl der Denker dem König eine Weile mit liebevollen Blicken folgte, der König aber den dicht neben ihm stehenden Denker gar nicht sah. Diese Scheidung wurde beiden Mächten gleich verderblich. Der deutsche Staat lag seit Friedrichs Tode wie entseelt da und der in den Wolken schwebende deutsche Geist stürzte gleich dem Icarus zu Boden, als ihn der Blitz des Eroberers traf. Wir waren zu dem Versuch verurtheilt gewesen, aller menschlichen Lebensordnung entgegen unzertrennlich mit einander verbundene Gebiete gesondert anzubauen, und statt die Ungesundheit eines solchen Beginnens zu erkennen, hatten wir uns vielmehr eingebildet, das reine Walten des von allen nationalen und politischen Schranken und Sorgen befreiten Geistes könne allein den höchsten Zielen menschlichen Daseins nahe kommen. Die verachtete Wirklichkeit mußte uns furchtbar packen, um diese Illusionen zu zerstreuen, und der verachtete Geist mußte sich an dem preußischen Staat empfindlich rächen, um beide zu innigster Verbindung zusammen zu führen. Das ist die tiefste Bedeutung der Jahre 1807 bis 1813, daß der deutsche Staat und der deutsche Geist sich in ihnen unzertrennlich vermählten. Indem die Begründung der Berliner Universität in dem erhabenen Sinne W. v. Humboldts, gerade da wir auf dem tiefsten Punkte äußerer Erniedrigung und politischer Noth angekommen waren, die besten und frischesten Kräfte der deutschen

Wissenschaft nach der preußischen Hauptstadt zog und indem Alles, was unter uns Sinn und Verständniß für die schweren Aufgaben der Zeit besaß, seine Hoffnung an das neu erstehende Preußen knüpfte, thaten wir den entscheidenden Schritt in die Bahn einer gesunden harmonischen Volksbildung.

Der wahrhaft schöpferische Genius aber, scheint mir, der uns Deutschen damals den Weg zu nationaler Gesundheit wies, war der Freiherr von Stein. Eine äußere Nöthigung allein würde den Deutschen nicht von seiner staatsfeindlichen Sinnesart befreit haben, die ihm, wie wir sahen, durch den ganzen Gang seiner Entwickelung zum eigentlichen Charakterzug geworden war. Diesen Zug hatte die Reformation, welche uns ganz von den Weltsorgen losgelöst und die Weltkämpfe als einem frommen Christen unziemlich anzusehen gelehrt, diesen Zug hatte nun eben wieder der Idealismus unserer Dichtung und Philosophie auf den höchsten Punkt getrieben. Wenn die Welt des Staats und der Nation wirklich etwas so gleichgültiges war, wie Goethe, Schiller und Humboldt meinten, was lag dann eigentlich daran, ob Staat und Nation in tiefstes Elend sank? In der That berührte ja auch dieses Elend den großen Herrscher unseres Geisterreiches Goethe so gut wie gar nicht. Es ist, wenn ich nicht irre, das unendliche Verdienst Steins, die Unwahrheit dieser Weltanschauung aus der Tiefe seiner gewaltigen Sittlichkeit dargelegt zu

haben. Wie wir nun einmal geworden waren, konnten wir unmöglich zu einer äußerlichen Staatsthätigkeit nach der Art anderer Völker bekehrt werden. Wir mußten von der inneren menschlichen Nothwendigkeit des Wirkens im Staat überzeugt werden, um diesen neuen Beruf mit ganzer Seele zu erfassen. Wir mußten erkennen, daß ohne politische Thätigkeit die Harmonie der menschlichen Bildung nicht gewonnen werden kann, um den bisherigen Standpunkt zu verlassen.

Es handelte sich, um es kurz zu sagen, darum, der ästhetischen Erziehung, in der unsere Dichter und Philosophen das höchste Ideal erblickt, die wahrhaft menschliche gegenüber zu stellen. Es war ein großes Verdienst, Sinn und Bedeutung des Schönen so zu vertiefen, es mit den höchsten menschlichen Aufgaben in eine so innige Beziehung zu rücken, wie Schiller gethan hatte. Aber es lag nichtsdestoweniger ein großer Irrthum darin, eine Ueberschätzung, wenn ich so sagen soll, des Griechenthums im Vergleich mit dem Christenthum, eine Bevorzugung der höchsten Bildungssphären auf Kosten der gesunden Volksbildung. Wenn unseren Dichtern nach der ganzen Richtung und nach dem Wissen ihrer Zeit eine unbefangene geschichtliche Ansicht des menschlichen Entwickelungsganges möglich gewesen wäre, hätten sie an mehr als einem wichtigen Punkte stutzig werden müssen. Wann war je ein Volk ästhetisch durchgebildeter als die Athener des Perikles?

Und doch stürzte sie der peloponnesische Krieg von der glänzenden Höhe dieser Bildung jäh herab, und weder die Tragödien des Sophokles und Euripides, noch die Komödien des Aristophanes, noch die Meisterschaft in Baukunst und Plastik, noch selbst die ernste Philosophie des Sokrates vermochte diesen kläglichen Fall zu hemmen. Sowenig als uns Deutsche eben jetzt die Größe unserer Litteratur im mindesten aufrecht hielt. Gerade die Geschichte Griechenlands ist die eindringlichste Darlegung der Schranken jeder ästhetischen Bildung. Nie wieder wird die Welt ästhetisch Größeres leisten, nie aber auch hoffentlich wieder eine so klägliche Zerrüttung erleben als die des griechischen Volkes. Oder wenn wir die modernen Zeiten ansehen, erregt die italienische Renaissance nicht immer neue Bewunderung, und war nicht doch unter allen Völkern des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts das italienische innerlich und äußerlich in der jammervollsten Lage?

Es unterliegt keinem Zweifel, das Gebiet des Schönen so wenig wie irgend ein anderes ist zur Alleinherrschaft berufen; der einseitige Cultus der Schönheit entnervt, wie die einseitige Pflege moralischer Aufgaben verdüstert. Wenn aber ein Volk etwas durchaus nicht entbehren kann, so ist es ein gesundes religiöses Fundament seines Lebens und tüchtige Erfüllung seiner praktischen Pflichten. Muß etwas geopfert werden, so kann es viel eher das Schöne sein als das Gute. Freilich dachten unsere Dichter dieses

beides als etwas unzertrennliches, aber sie erlagen dabei der Illusion einer durch und durch aristokratischen Zeit und Bildung. Das Schöne erstreckt seine Wirksamkeit nie über gewisse Schichten hinab; die ungeheure Masse der von ihrer Hände Arbeit lebenden Menschen wird vom Strahl der Schönheit höchstens dann und wann einmal flüchtig gestreift, zumal wenn diese Schönheit einen so exclusiven, hoch idealen Charakter trägt wie bei unseren Dichtern. Die große Mehrzahl der Menschen empfängt die wichtigsten Ideen in religiöser Form und die mächtigsten Anregungen durch ein gesund entwickeltes Volks- und Staatsleben. Wenn alle Herrlichkeit der Dichtung, der Musik und der bildenden Künste in nie erlebter Fülle unter uns träte, sie würde unser Volk von ferne nicht so gewaltig über die Nichtigkeiten der Tagessorgen emporheben in eine wahrhaft ideale Sphäre, wie es jetzt dieser gottgesandte Krieg thut, der, wie alle großen Begebenheiten, zugleich unsere nationalen und unsere religiösen Empfindungen belebt. Für den zarten Reiz der Schönheit sind die Sinne von Millionen zu stumpf und werden es voraussichtlich immer sein, wie für die Wahrheiten der Philosophie ihr Verstand zu träge ist: der Donner der Schlachten, die ein Volk für seine Existenz schlägt, weckt den blödesten Sinn und trägt einen Hauch des Höheren in die ärmste Hütte. Als in einer süddeutschen Stadt die ersten preußischen Soldaten beerdigt wurden, da leg-

ten die Bewohner eines Armenhauses ihre Kreuzer zusammen, um das Grab der Brüder mit einem Kranz zu schmücken. Kann je die erhabenste Kunst in solche Tiefen hinab wirken?

Das war es, was Stein mit der Macht seiner sittlichen Persönlichkeit, seines frommen Sinnes empfand und aussprach. Wahrlich kein Verächter geistiger Bildung, wies er doch die „metaphysischen Speculationen", über die wir so lange die Wirklichkeit vergessen hatten, in die gebührenden Schranken zurück und rückte die sittlichen Mächte vor. Gesundes Gottvertrauen galt ihm mehr als feinster Verstandesschliff und ein tüchtiges Handeln mehr als sublimstes Philosophiren und Phantasiren. Aber ein Handeln, das aus der engen Bahn der unter uns herkömmlichen protestantischen Anschauung herausschreite in die große Welt des Staats. So lange der Mensch in seiner Thätigkeit auf die privaten Kreise beschränkt bleibt, verfällt er zu leicht kleinlichem Egoismus, niederdrückender Engherzigkeit. Für die eigene Familie, das eigene Haus wirken heißt zuletzt doch nur für sich selbst wirken. Die höchsten, edelsten Kräfte, wenigstens des Mannes, finden in diesen Kreisen nach dem gewöhnlichen Lebensgange nur unzureichende Beschäftigung. Erst das Volk, der Staat, das Vaterland bieten männlicher Tüchtigkeit die würdigste Bühne. Wo sie verschlossen oder vernachlässigt ist, verkrüppelt die Masse der Menschen, weil ihr die mächtig wirkenden Antriebe

abgehen, welche der Durchschnitt nicht entbehren kann. Nur auf dem Grunde eines von der hingebenden Thätigkeit der Bürger getragenen Staates mag alles übrige menschliche Schaffen wahrhaft gedeihen. Ein solcher Staat veredelt alle seine Angehörigen und alle ihre Handlungen. Nur in ihm ist das höchste Ziel menschlicher Erziehung zu erreichen. Nur in ihm findet auch das Heiligthum des Hauses erst wesentliche Bedingungen seiner vollen Entfaltung: nur wo die Mutter weiß, daß sie ihre Kinder einem großen Vaterlande erzieht, ruht auf ihrem Werke eine Weihe, die nichts anderes ersetzen kann.

Man wendet vielleicht ein, daß sich nirgends bei Stein ein solches System ausgesprochen finde. Gewiß nicht. Denn er war kein Philosoph, sondern ein Staatsmann. Er speculirte nicht über allgemeine menschliche Probleme, sondern faßte das ganz praktische Bedürfniß seines Volkes in einer bestimmten Zeit ins Auge. Aber indem er nur einer concreten Aufgabe nachging, offenbarte er nichtsdestoweniger die ganze Tiefe des politischen Gedankens. Wer seine Handlungen und Aeußerungen im Ganzen ansieht, findet diese Vertiefung der politischen Aufgabe zu einer allgemein menschlichen, und wer sein Leben auf dem Grunde des achtzehnten Jahrhunderts und unserer Litteraturepoche betrachtet, kann unmöglich verkennen, daß Stein nicht nur der Wiederhersteller des preußischen Staats, sondern ein Erneuerer, ein Reformator

der deutschen Weltanschauung war. In jener Litteraturepoche herangewachsen und von ihren besten Säften genährt schritt er mit festem Tritt aus ihren einseitigen Bahnen heraus. Und mit ihm die besten unserer jüngeren Geister. Während der alternde Goethe sich vor der stürmischen Bewegung der nationalen Wiedergeburt in die entlegensten Räume seines Ideenreichs zurückzog, traten Fichte, Schleiermacher, Humboldt, Wolf und wie die anderen Träger der deutschen Geistesarbeit hießen, begeistert Stein zur Seite. Er hatte alsbald das deutsche Wort für sich. Vor allem aber auch das deutsche Schwert.

Noch immer haben wir Deutschen in gewissen Beziehungen eine so abgöttische Verehrung für die Macht der Ideen, daß wir die moralischen und physischen Kräfte, mit denen sie allein sich geltend machen können, so viel wie möglich ignoriren. Allerdings hat die wirthschaftliche Thätigkeit der letzten Decennien uns vor der Macht des Geldes einen gewaltigen Respekt eingeflößt und die ökonomischen Hebel sind wir nun gern bereit anzuerkennen, oft auch zu überschätzen. Da aber Handel und Gewerbe keinen schlimmeren Feind zu haben meinen als den Krieg und ein ziemlich verweichlichendes Wohlleben unsere Mittelklassen gewissen abstracten Speculationen nur um so zugänglicher gemacht hat, so pflegt bei uns Alles Bravo zu rufen, wenn ein Kammerredner oder Zeitungsschreiber gegen die Barbarei des Krieges declamirt.

Wir haben uns die sehr bequeme Theorie aufgebaut, daß das Gute und Wahre durch sein Dasein an sich und jedenfalls durch eine beredte Demonstration den Sieg über das Schlechte und Falsche erreichen müsse. Wir meinen, wenn irgend eine politische oder religiöse Ansicht in der öffentlichen Erörterung die Oberhand gewonnen habe, so sei ihr damit zugleich die praktische Herrschaft gesichert. Obwohl wir von der universalen Macht des Gedankens, welche die deutsche Geisteswelt vor siebenzig Jahren charakterisirte, sehr weit abgekommen sind und überwiegend unter dem Bann der realen Einzelheit stehen, so wird unsere ganze Anschauungsweise doch noch immer merkwürdig durch die Art jener großen Periode bestimmt, deren Epigonen wir sind. Noch immer sehen wir wesentlich einen bestimmten Bildungskreis und meinen, wenn eine Ansicht in diesem, unter den Bücher- und Zeitungslesern, triumphirt habe, so gehöre ihr von selber die Welt. Oder, wenn wir auch allmälig gelernt haben, daß unter und über dieser Schicht eine gewaltige Masse handelnder Kräfte sich bewegt, so meinen wir doch, dieselbe mit denselben Mitteln gewinnen zu können, denen wir gehorchen, mit den Mitteln des Wortes, der Belehrung, der rhetorischen Agitation. Nun aber sind die meisten Menschen nur durch die That, nicht durch das Wort, zu bewegen. Erst wenn die Gedanken ihnen in zwingenden Handlungen verkörpert werden, merken sie auf und fassen

sie, mehr durch das Gefühl als durch den Verstand. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum der Idee, an ihre Selbstherrlichkeit zu glauben. In der wirklichen Welt wird sie erst mächtig, wenn sie das sittliche Gebiet des aufopferungsvollen Handelns erobert.

Gilt das nun von allen Fragen des politischen, socialen, religiösen Lebens, so in einem noch viel höheren Maße von allen Verhältnissen des Völkerlebens. Durch Gründe allein wird kein Interesse, kein Standesvorurtheil, keine bestehende Herrschaft gestürzt. Unter Völkern gar sind sie meist vollkommen ohnmächtig. Wir konnten den Franzosen mit den unwiderleglichsten Demonstrationen darthun, daß sie in deutsche Dinge nichts drein zu reden hätten, daß ihr Verlangen nach dem linken Rheinufer unverständig und ungerecht wäre: sie hörten nicht, weil sie nicht hören wollten. Diesem Willen ist mit Argumenten nicht beizukommen. Der Wille eines Volkes kann nicht widerlegt, sondern nur bezwungen werden durch den überlegenen Willen des anderen Volkes und diese Ueberlegenheit kann in gewissen äußersten Fällen nur dargethan werden durch die Gewalt der Waffen. Wie die Parteien in einem Staat schließlich über einander siegen nicht durch die Macht ihrer Gründe, sondern durch die freilich von jener bis zu einem gewissen Punkt abhängige Kraft ihres Willens, durch die die Gesammtheit des Staats fortreißende Energie des Handelns, so werden die Gegensätze unter

den Völkern entschieden dadurch, daß sich das eine dem andern in dem Entschluß überlegen zeigt, sein Alles an seine Selbstbehauptung zu setzen. Im einzelnen Staat, so lange er gesund ist, hält die Herrschaft des Gesetzes die Kämpfenden in gewissen Schranken. Unter den Völkern aber giebt es kein Tribunal, dessen Urtheilen sie sich unterwerfen müssen. Sie gehorchen zuletzt lediglich dem Gottesurtheil des Krieges.

Ist das Barbarei? Ich meine, es wäre nur menschlich. Ich meine aber weiter, in der Art, wie es unter uns und noch mehr in England üblich geworden war, gegen den Krieg an sich zu declamiren, lag nichts geringeres als eine wenn auch unbewußte Auflehnung gegen die Weltordnung. Denn seit wir von den Schicksalen des Menschengeschlechts wissen, sind alle, aber auch alle großen Wendungen, alle segensreichen Entwickelungen direct oder indirect mit der Schärfe des Schwertes besiegelt worden. Wie lange schon hatte griechische Cultur den im Perserreich zusammengeballten Orient überflügelt! Aber die weltbestimmende Macht wurde sie doch erst mit den Tagen von Marathon und Salamis. Aus dem einfachen Grunde, weil die Welt weder von den Gesetzen Solons, noch von den Untersuchungen der ionischen Philosophen, noch von den Werken der Dichter und Baumeister erfuhr, noch sie, wenn sie von ihnen erfahren hätte, verstanden haben würde. Aber die einfache Thatsache, daß zehntausend Athener

das Heer des Dareios niedergeworfen, drang bis an die äußersten Enden der Welt und wurde von Jedermann verstanden. Die griechische Cultur war im vierten Jahrhundert der orientalischen kaum weniger überlegen als im fünften; aber die handelnde Macht der Griechen war zerbröckelt und darum wirkte der Orient damals so viel auf Griechenland wie dieses auf jenen, und wieder erst das Schwert Alexanders d. Gr. unterwarf den Orient griechischer Bildung dauernd.

Nun wohl, wird man sagen, von jenen alten Zeiten mag das gelten; aber mit dem gebildeten neunzehnten Jahrhundert steht es doch anders. Ich wüßte nicht. Die wesentlichen Bedingungen menschlicher Existenz sind heute dieselben wie vor zweitausend Jahren. Wir sind heute so wenig reine Geister wie damals. Die Masse der Menschen verfolgt heute so wenig die theoretischen Kämpfe wie damals, philosophirt, kritisirt heute so wenig wie damals. Auch heute noch imponiren ihr nur ganz massive, sie unmittelbar erschütternde Thatsachen. Und auch heute noch offenbart sich das Innerste eines Volksdaseins nur im Kriege. Denn was ist doch der Krieg anders, als die Concentrirung aller Volkskräfte auf ein bestimmtes, die ganze Existenz einer Nation bedingendes Ziel? Natürlich giebt es auch frivole Kriege, welche mit dem Volksherzen nichts zu thun haben. Aber auch sie offenbaren doch nur, wie es mit einem Volke bestellt

ist. Das mexicanische Abenteuer war die erste Enthüllung der Fäulniß des napoleonischen Regiments. Aber Kriege, wie die des sechszehnten Jahrhunderts zwischen Spanien auf der einen und den Niederlanden und England auf der andern Seite, wie die des siebenzehnten Jahrhunderts zwischen Spanien und Frankreich, wie der siebenjährige Kampf Friedrichs d. Gr. gegen den Continent, wie der Krieg von 1813, 1854, 1859, 1866 und namentlich der heutige, sie bringen an den Tag, was die Völker in Wahrheit sind. Der Forscher mag solcher Enthüllungen nicht bedürfen — und doch, wer unter uns wäre so weise, daß er aus ihnen nicht unendlich viel gelernt hätte? — aber die Nationen kommen ohne sie nicht ins Klare. Die Völker in ihrer Gesammtheit werden nur durch den Donner der Schlachten geweckt, daß sie aufhorchen auf Dinge, die den Einzelnen nicht persönlich angehen. Was kümmert die Masse der Bauern und Arbeiter, ob Frankreich und Deutschland so oder so zu einander stehen? Wenn sie aber die Ihrigen im Heer haben und ihr Alles an dem Gange des Krieges hängt, dann heben sie ihre Gedanken empor in das Bereich der großen nationalen Interessen, von denen sie nun zum ersten Mal ihres ganzes Dasein abhängig fühlen. Und in diesem wachen gehobenen Zustande verstehen sie Dinge, welche ihnen sonst immer dunkel geblieben wären, und empfangen große, edle Eindrücke, die durch ihr ganzes Leben nachwirken und noch zu der folgenden Generation hinüber reichen.

Das Verschwinden der deutschen Nation als solcher geschah im dreißigjährigen Kriege. Da auch die äußerste Noth desselben nicht im Stande war, uns zu sammeln, hörten wir auf zu sein. Aber mit den ersten Siegen des großen Kurfürsten begannen wir wieder aufzuleben, und mit den Siegen Friedrichs II. traten wir wieder als Macht in die europäische Staatengesellschaft ein. Diese Macht jedoch umfaßte nur einen kleinen Bruchtheil unseres Volkes. Nur das gewaltige Genie des großen Königs konnte ihm eine solche Stellung erringen. Mit seinem Tode brach sie zusammen. Nun aber trug Stein in diesen gedemüthigten preußischen Staat die Macht des deutschen Gedankens und erhob ihn zum Träger der deutschen Zukunft, indem er in ihm die Versöhnung der Geistesmacht und der Staatsmacht vollzog oder doch begann. Und zu dieser Versöhnung gehörte wesentlich, daß nicht nur der deutsche Geist seinen Mittelpunkt in der preußischen Hauptstadt fand, sondern auch das deutsche Heldenthum. Denn das Wort konnte uns die Freiheit, die nationale Existenz nicht zurückgeben, sondern lediglich das Schwert. Zu den großen Denkern und Rednern mußten sich die großen Krieger gesellen, Männer, welche es verstanden, die ganze Macht des deutschen Geistes und Charakters dem Waffenwerk dienstbar zu machen.

Unter Allen, scheint mir, welche in jenen Tagen der Wiedererhebung ewigen Ruhm gewannen, befand

sich Niemand, welcher den reinsten und tiefsten Sinn der Zeit intensiver in sich trug als Gneisenau und Scharnhorst. Ob man die Energie der Intelligenz, oder die Wärme der Empfindung, oder die Meisterschaft der That ansieht, sie dürfen sich den Ersten jener Zeit des deutschen Wiedererwachens zur Seite stellen, um so mehr, als sie an ganz selbstloser Bescheidenheit vielleicht Alle übertrafen. Wer vom Kriege die vorhin erörterte oberflächliche Ansicht hat, der mag nur in das Leben dieser deutschen Soldaten blicken. Da wird er finden, daß eine gewisse höchste Vollendung sittlicher Hingabe an große Ideen nur in dem Manne zu Tage tritt, welcher jeden Augenblick entschlossen ist, für die Gedanken, welche ihn erfüllen, mit dem Leben einzutreten. Und wenn er genauer zusieht, so wird er auch entdecken, daß die erste Wendung aus dem Elend von Jena nicht Stein, nicht Fichte, sondern Gneisenau mit seiner wundervollen Vertheidigung Kolbergs brachte, die wahrhaftig nicht ein Triumph der militärischen Technik allein, sondern ebenso sehr ein glänzender Erweis wahrhaft menschlicher Größe war. Alle wesentlichen Kräfte, mit denen dann Stein den Staat aufrichtete, wurden bereits von Gneisenau unter den Bürgern Kolbergs geweckt, und die Grundsätze, welche der Eine in der Reorganisation des Staats, der Andere in der Herstellung des Heeres durchführte, waren wesentlich die gleichen.

Aber Beide wollten mehr als sie wirklich erreichten.

Wie hätte es anders sein mögen? Der Druck widriger Verhältnisse, unter dem das Preußen von 1807 daniederlag, war fast noch größer als damals, da Kurfürst Friedrich Wilhelm diesen Staat gründete. An allen Gliedern von der französischen Macht gefesselt, in jeder Bewegung von dem französischen Haß belauert, materiell auf das furchtbarste erschöpft, moralisch gebrochen, von England, Oesterreich und Rußland durch böse Erinnerungen geschieden, so sollte dieser auf den Osten der Elbe zurückgeworfene Staat das Werk der Herstellung unseres nationalen Daseins unternehmen. Freilich die großen Männer, deren Innerstes von dieser heiligen Aufgabe erfüllt war, schreckten vor keiner Schwierigkeit zurück. Sie wollten lieber ruhmreich fallen, als ein Leben der Schande dulden. Aber das war weder der Sinn der Bevölkerung, noch die Ansicht der entscheidenden Personen. Der kleinliche und weichliche Egoismus und die weitverbreitete Unfähigkeit in bürgerlicher Verwaltung und Heer, aus denen Jena hervorgegangen war, konnten nicht plötzlich verschwinden. Die Masse der Menschen duckte sich vor der beispiellosen Macht des Imperators. Und König Friedrich Wilhelm III. konnte zwar standhaft dulden, aber nicht kühn handeln. So kamen Stein, Scharnhorst und Gneisenau in der Wirklichkeit nicht über gewisse bescheidene Anfänge hinaus; die Grundlinien ihres großen Baues konnten sie den Verstehenden mit aller Schärfe hinzeichnen,

der Bau selbst blieb Stückwerk. Als Stein Ende 1808 vor der napoleonischen Acht fliehen mußte und seine kriegerischen Gehülfen mit allen ihren großartigen, freilich auch verwegenen Entwürfen abgewiesen wurden, sank Preußen scheinbar in das alte Elend zurück.

Aber die Menschen wachsen in solchen Zeiten schnell. Was 1807 nur in wenigen Köpfen gelebt hatte, das breitete sich in den nächsten Jahren mit der Macht eines neuen Glaubens über das Volk aus, und als die Stunde schlug, wo das russische Unglück die Uebermacht des Zwingherrn erschütterte, da stand Preußen wie Ein Mann auf. Die alte eiserne Kraft des Staats, die Gewöhnung seines Volkes an schwere Opfer, die überlieferte Hingebung für ein theures Königshaus und ruhmreiche Fahnen bewährten sich als das herrlichste Organ des neugeborenen deutschen Geistes. Es begann, was wir den deutschen Befreiungskrieg zu nennen pflegen. In der That war es ein deutscher Krieg insofern, als es sich wirklich zum ersten Male seit vielen Jahrhunderten nicht um das Interesse des einen oder des anderen Bruchtheils von Deutschland, sondern um das Dasein von ganz Deutschland handelte. Wie die Männer, welche diesen Kampf seit sechs Jahren mit rastloser Arbeit vorbereitet hatten, seine Mittel und Ziele faßten, sollten alle Theile des deutschen Volkes nicht allein die Freiheit, sondern auch die längst verlorene Einheit zurück erobern. Der Particularismus der Fürsten sollte

gebrochen, das Recht des Volkes wieder zur Geltung gebracht werden. In den Tagen des gemeinsamen Unglücks hatte man sich auf die gemeinsamen Güter besonnen. Man fühlte sich wieder als Deutschen, im Herzen glühte wieder eine innige Liebe zum großen Vaterlande. Der Kosmopolitismus unserer Klassiker verschwand, um einem oft sehr phantastischen, aber kernigen Teutonismus Platz zu machen. Man wollte nichts mehr wissen von der allgemeinen Humanität, mit der wir unter die Füße Napoleons gekommen waren; was sich nicht als rein deutsch legitimiren konnte, sollte nicht taugen. Die Erinnerungen einer großen vaterländischen Vergangenheit waren auch in der Litteratur wieder aufgelebt und die besten Triebe der romantischen Schule berichtigten die einseitigen antiken Ideale der vorausgegangenen Epoche.

Aber welche Kräfte trugen nun diese große deutsche Bewegung? Kaum der vierte Theil der Deutschen regte sich zu der Zeit, wo die eigentliche Entscheidung herbeigeführt werden mußte. Zu dem östlichen Theil von Preußen gesellte sich Niedersachsen und etwas von Hessen und Thüringen. Das Königreich Sachsen blieb auf napoleonischer Seite; der Rhein und der Süden folgte noch immer dem fremden Aufgebot gegen seine Befreier; das Metternich'sche Oesterreich lag auf der Lauer, welche Seite ihm den größten Gewinn bei der geringsten Anstrengung verheiße. Wäre wenigstens in Preußen der große Gedanke der

nationalen Erhebung in seiner vollen Energie gefaßt und verfolgt worden! Allerdings konnten nun Scharnhorst und Gneisenau den Volkskrieg, den sie so lange geplant, ins Leben rufen; aber in wenigen Monaten ließen sich Jahre, in denen sie doch nur Stückwerk hatten machen können, nicht nachholen. Die große Volkspolitik, wie sie Stein aufgestellt, fand in Hardenberg keinen ausreichenden Vertreter. Wie herrlich die Volkskraft vorbrach, die von russischen Einflüssen beherrschte Kriegsleitung versäumte es, sie zur rechten Zeit in das Herz Deutschlands vordringen zu lassen. Erst als es in einem gewissen Sinne zu spät war, erst nach dem lähmenden und die deutschen Ziele des Krieges verschiebenden Beitritte Oesterreichs kam die eigentliche Volkskraft in dem schlesischen Heere zur Entfaltung. Was sie da unter dem Marschall Vorwärts und Gneisenau leistete, wird noch von unseren spätesten Enkeln bewundert werden; aber die hemmenden Gegenwirkungen der russischen und österreichischen Interessen und Unfähigkeiten hielten sie so nieder, daß nur mit großer Mühe die Vernichtung des napoleonischen Regiments erreicht wurde.

Wo aber blieb der deutsche Staat, den die Kalischer Proclamation verheißen hatte? Stein, dem dieses Ziel nie aus den Augen geschwunden war, übte auf die deutschen Dinge keinen directen Einfluß. Was er that, mußte er als vertrauter Rathgeber des russischen Kaisers, als direct machtloser Gesinnungsgenosse

der siegreichen preußischen Generale thun. Ihm stand die reale Macht Metternichs, dem Deutschland nur ein geographischer Begriff war, der alle schlechten Triebe des Particularismus und Egoismus bei Zeiten um sich geschaart hatte, mit unüberwindlicher Stärke gegenüber. Und hatte er etwa das deutsche Volk auf seiner Seite? Wo war denn dieses Volk? Wo hatte es sich geregt? Was hatten die West- und Süddeutschen gethan, das Joch der Fremden abzuwerfen? Fochten die Rheinbundstruppen mit Ausnahme der Bayern, deren König wenige Tage vorher für die Metternich'sche Politik gewonnen war, nicht noch bei Leipzig unter den französischen Adlern? Konnte aus einer Bewegung, an der sich mit wahrhaft activer Kraft nur der deutsche Nordosten betheiligt hatte, das Deutschland der Stein und Arndt hervorgehen? Man konnte wohl singen: „soweit die deutsche Zunge klingt", aber in Wirklichkeit existirte dieses deutsche Vaterland jetzt noch nicht viel mehr als damals, wo Klopstock zuerst von ihm gesungen hatte.

Gewiß, man muß sehr wohl zwischen dem, was die Volkspoesie nachträglich aus dieser Zeit der Erhebung gemacht hat, und zwischen dem, was sie wirklich war, unterscheiden. Aber eben, daß das Gemüth des Volks sie so gehoben und ausgeschmückt hat, beweist, daß sie sehr viel mehr für uns bedeutete, als sie unmittelbar politisch und militärisch war. Auch 1813 und 1815 wurde von dem, was Stein und

seine Genossen seit 1807 erstrebt hatten, nur ein sehr bescheidener Theil verwirklicht; aber dieses Fragment trat der Nation so überwältigend, mit so dauernder Begeisterung vor die Seele, daß die Gedanken immer wieder zu jenen Tagen zurückkehrten. Und je mehr sie sich in die große Zeit vertieften, desto vollständiger entdeckten sie in ihr die Elemente, aus denen sich das wirklich herstellen ließe, was damals an tausend widrigen Umständen gescheitert war. Schließlich ergab sich, daß man den deutschen Staatsbau in seinem Wesen nach dem Grundriß der Stein und Gneisenau aufführen könne, nämlich einen auf der ernsten sittlichen Selbstthätigkeit der Bürger ruhenden, von der patriotischen Kraft der Bürger vertheidigten und auf die preußischen Fundamente gebauten Staat.

Doch wir eilen dem Gange der Zeit vorauf, die zunächst nach dem großen Kampfe, auf den Tod ermüdet, von gar keiner neuen Anstrengung wissen wollte. Die Wiener Friedensschlüsse, welche den Fall Napoleons besiegelten, acceptirten für Deutschland in höchst erstaunlichem Umfange die willkürlichen Schöpfungen des Gestürzten. Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt behielten im Wesentlichen die Stellung, die Macht, welche ihnen der Franzosenkaiser gegeben hatte; auch Sachsen blieb ein Königreich. Die Träger des Rheinbundes wurden mächtige Glieder

des neuen deutschen Bundes, der von allen Stein-
schen Ideen nur eine gefälschte Phrase in sein Grund-
gesetz aufnahm. Derjenige Staat, in welchem der
deutsche Gedanke, wie unvollkommen immer, doch
einzig und allein mächtig geworden war und Fleisch
und Blut gewonnen hatte, Preußen wurde vom euro-
päischen und deutschen Neide so zurecht geschnitten,
daß es für lange hinaus unschädlich bleiben mußte,
und die eigentliche Leitung der Nation fiel noch ein-
mal derjenigen Macht anheim, welche seit dem sechs-
zehnten Jahrhundert Alles gethan hatte, um das
deutsche Wesen zu Grunde zu richten. Es schien,
als seien die Erfahrungen der Jahrhunderte für uns
vollkommen verloren. Wenn die Erhebung von 1813
nichts gewesen wäre, als ein Ausbruch ganz unreifer,
kernloser Phantasien, so hätte der Rückschlag kaum
demüthigender erfolgen können, als er mit der Ein-
setzung des Bundestages unter österreichischem Vorsitz
über uns kam. Und die guten Deutschen fügten sich
unter diese Demüthigung mit ganz lutherischer Er-
gebenheit, und wer in ihrem Gebahren während der
nächsten dreißig Jahre eine Spur von dem gewaltigen,
kühnen Geiste hätte entdecken wollen, der die Kämpfer
von der Katzbach auf den Montmartre führte, der
hätte sehr scharfe Brillen aufsetzen müssen.

Der deutsche Geist war einmal wieder tief unter-
getaucht. Die Wirklichkeit, schien es, ließ er wie schon
so oft ihre dummen Wege gehen und brütete still in

sich und besann sich, sehr langsam, aber auch sehr ernst und gründlich auf den seltsamen Gang seiner Geschicke, und daneben schaffte die deutsche Hand rastlos, das zwanzig Jahre lang vom Feinde zertretene Land wieder anzubauen. Es kam eine sehr stille, eine äußerlich höchst klägliche Zeit über Deutschland. Die großen Verkündiger unserer Wiedergeburt waren in den Winkel geschoben; die begeisterte Jugend, welche ihrem Rufe gehorsam auf die Schlachtfelder geeilt war, mußte für ihre schwärmerische Liebe zu einem Vaterlande, das nicht existiren sollte, schwer büßen. Für deutsches Wesen, deutsche Bildung waren wir aufgestanden gegen Frankreich und nun herrschte über uns ein Mann, der, wenn je ein Deutscher, französische Nichtigkeit mit französischer Gewandtheit verknüpfte. Und diese personificirte Verneinung aller deutschen Art, dieser Fürst Metternich, den von sittlicher Seite Steins Wort „lackirter Staub" ganz treffend charakterisirt, blieb länger als dreißig Jahre der Meister der deutschen Geschicke, und es dauerte nicht lange, so ließ sich der gute Deutsche, so weit er überhaupt von der bedenklichen Politik Notiz nahm, einreden, Fürst Metternich sei ein bewundernswerther Staatsmann, dem Deutschland unendlich viel zu danken habe.

So schwankt das Leben der Völker auf und nieder. Auf die Reformation war die lange traurige Oede des bornirten Lutherthums, des triumphirenden Jesuitenthums, des allgemeinen deutschen Verfalls ge-

folgt. Dann hob der große Kurfürst das deutsche Schwert und den deutschen Staat hoch empor. Aber nach seinem Tode wurde es auf lange von beidem still. Da kam der große König, und seinen Siegen jauchzte der junge Goethe und der reife Lessing zu, lauschte die ganze Welt. Wie groß stand in den achtziger Jahren Preußen, wie wundervoll unsere Dichtung da! Zwanzig Jahre später ächzten wir unter den Fußtritten des Corsen, um nach sieben Jahren die Welt mit einem unwiderstehlichen Ausbruch unserer Volkskraft zu überraschen. Wo war sie jetzt geblieben unter der Weisheit des hohen Bundestages? Wo war der deutsche Geist geblieben, daß er seine stolzesten Pflegestätten von den erbärmlichsten Polizeikünstlern mißhandeln ließ? Wo war der Staat der Hohenzollern geblieben, der Staat des kühnen Wagens, des freien Weltblicks, daß er der Angst der Habsburger vor Allem, was Geist und Leben ist, Bütteldienste that?

Wenn der Landmann die Saaten ausgestreut hat auf die wohlbestellten Aecker, so kommt das todte Schweigen des Winters, in dem sich nichts zu regen scheint. Aber unter der stillen Decke arbeitet die mächtigste Lebenskraft. So, möchte ich sagen, war es damals, nach 1815, bei uns. Scheinbar herrschte das in deutschen Landen, was seit Jahrhunderten der wahre Tod deutscher Lebenskraft gewesen war, die habsburgische Feindschaft gegen deutschen Geist und

Charakter. Unsere Hoffnung, der preußische Staat, ging in Knechtsgestalt die Bahn Metternich'scher Entmannung. Die preußische Politik, soweit sie in die Welt hinaus griff, schien sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die kümmerlichen Sophistereien der lutherischen Fürsten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu erneuern. Alles was innerlich preußischen Interessen frommte, wurde als gefährliches Demagogenwerk verfolgt. Als wenn Preußen wie Oesterreich ein absterbender, statt ein großer Zukunft entgegenwachsender Staat wäre, wurde mit der blindesten Beharrungspolitik in ganz Europa Bündniß gemacht. Zuletzt kam es dahin, daß Preußen, ähnlich wie einst die lutherischen Fürsten innerlich für Philipp II. gegen die Rebellion der Niederlande Partei genommen hatten, sich ganz treuherzig für den Sieg des starrsten Legitimismus und des bigottesten Katholicismus, wie er unter den Fahnen des einfältigen Don Carlos focht, begeisterte und trotz aller Sparsamkeit beträchtliche Summen an eine von Anfang an ganz hoffnungslose und namentlich dem preußischen Lebensprincip in unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehende Sache vergeudete. Aber unter dieser äußeren Verfinsterung wuchs nichtsdestoweniger das deutsche Licht in Preußen. Was Humboldt begonnen hatte, das setzten die preußischen Universitäten, Gymnasien und Volksschulen in der todten Zeit des Bundestages mit rastloser und segensreicher Thätigkeit fort. Während Preußen mit

besonderem Eifer die albernste Demagogenjagd trieb und jeder Regung freier Discussion auf politischem Gebiete trotz Metternich den Krieg machte, gedieh wahre Geistesfreiheit in seinem Innern und wuchs das Bewußtsein sittlicher Unabhängigkeit, das allein gesundes politisches Leben erzeugen kann. Und mit dieser Pflege der echtesten Bildung ging eine preiswürdige Sorgfalt für materiellen Fortschritt Hand in Hand. Obwohl der Staat fast durchweg den härtesten Absolutismus repräsentirte und unter der Bureaukratie eine vielfach ungesunde Aristokratie empor zu streben begann, waren doch in den kleinen Kreisen der städtischen und ländlichen Verwaltung kräftige Elemente eines künftigen freien Staates thätig. Ueberall machten sich die verkehrten Bestrebungen einer selbstmörderischen Tendenzpolitik fühlbar; bei der Ablösung der Grundlasten, bei der Ordnung der Provinzialstände und bei vielen anderen Anlässen hemmte eine trübe Verkennung der wahren Aufgaben des preußischen Staats. Aber trotzdem war das, was dieser Staat in Verwaltung und Justiz, für Ackerbau, Handel und Verkehr that, was er namentlich im Finanzwesen leistete, aller Bewunderung werth, ein nachahmenswürdiges Beispiel für die anderen deutschen Staaten. Man braucht nur auf die Gründung und Ausbildung des Zollvereins hinzuweisen, um einen schlagenden Beleg zu nennen.

Gottlob war aber diese fruchtbare Thätigkeit nicht

auf Preußen beschränkt. Die große Krisis des Revolutionszeitalters hatte überall in Deutschland frische Kräfte geweckt, und die dankbaren praktischen Aufgaben, welche aus den mächtigen politischen Umwälzungen jener Zeit erwuchsen, lockten mehr und mehr strebsame Menschen in den Dienst des Staates. Ueberall mußten furchtbare Verheerungen durch emsige, gewissenhafte Pflege der materiellen Interessen geheilt, überall drückende Schuldenlasten durch intelligente, sparsame Wirthschaft abgetragen, überall die unmöglich gewordenen Reste des Feudalismus auf die Seite geschafft werden. Wie sehr man sich an ein nebelhaftes Ideal der guten alten Zeit klammern mochte, sie war nun einmal in der Sündflut der Revolution versunken und in den Händen hielt man die Elemente einer ganz neuen Zeit, die durchaus geordnet, entwickelt werden mußten, wenn man überhaupt existiren wollte. Die meisten deutschen Staatsmänner beteten einige Decennien hindurch die hohe Weisheit des Fürsten Metternich an; wenn man aber auf die Realität ihres politischen Thuns sah, so folgten sie doch sehr viel mehr dem Berliner als dem Wiener Muster. Wenn man etwa das einzige Bayern in der finstern Zeit König Ludwigs ausnimmt, der aber doch auf dem Gebiet der bildenden Kunst wenigstens ein für seine Altbayern allerdings sehr vorzeitiges Leben weckte, so wurzelte sich überall in deutschen Landen seit 1815 etwas von preußischer Thätigkeit, Sorgfalt, Unbescholten-

heit, Intelligenz ein. Gerade damals, als das preußische Gestirn am europäischen Horizont vollkommen verhüllt war, zog die Jugend aus allen deutschen Landen auf die preußischen Universitäten, und zu einer Zeit, wo der Widerspruch zwischen den Tendenzen der Berliner Politik und den zwingenden Anforderungen der preußischen und deutschen Zukunft am grellsten war, in den dreißiger Jahren, war Berlin unbestritten der Mittelpunkt deutscher Intelligenz in rein wissenschaftlichen wie in praktischen Fragen. Wie verderblich das Wiener Phäakenthum durch den Bundestag rein politisch auf uns drückte, in der deutschen Bildung, in der deutschen Wirthschaft war es so gut wie nichts.

Eben damals wurde zuerst in klarer Consequenz und in scharfer Bestimmtheit das Programm der deutschen Zukunft aufgestellt. Während der süddeutsche Liberalismus zum Theil sehnsüchtig nach Paris blickte, schrieb ein Süddeutscher, Paul Pfizer, das merkwürdige Buch, welches zum ersten Male aus unserer Entwickelung seit dem dreißigjährigen Kriege die praktische Summe zog und für Deutschland die preußische Führung forderte. Etwa gleichzeitig richtete Dahlmann seine ernsten Mahnungen an die preußischen Staatsmänner, den kostbaren Augenblick zur maßvollen Erneuerung des deutschen Lebens nicht zu versäumen. Und bald darauf stand wieder ein Süddeutscher, Gervinus, auf und lehrte mit schneidiger Schärfe, daß die

Zeit des Reimens und Singens, auch des in die Stube gebannten Forschens vorbei sei und wir endlich anfangen müßten den Staat anzubauen. Zuerst wurden diese Stimmen selbst in denjenigen Kreisen, aus denen sie hervorgegangen, auf deren Verständniß ihre Argumente hauptsächlich berechnet waren, kaum beachtet oder gar empfindlich getadelt. Unsere Wissenschaft war, von 1806 unbelehrt, in die Bahn unserer klassischen Litteratur zurückgekehrt. Sie grub im tiefsten Schacht der Wahrheit. Was kümmerte sie der kleine Lärm da oben in der wirklichen Welt? Was sollte sie zu den schwächlichen Anfängen politischen Lebens in den süddeutschen Kammern sagen? Stein selbst, mit seiner Natur in der großen Vergangenheit stehend, wies die kleinen liberalen Kunststücke so scharf als möglich zurück. Und was sollten Geister wie Niebuhr, Humboldt, Savigny von den dürftigen politischen Constructionen eines Rotteck und Welcker halten? Wahrhaftig, sie hatten 1807 und 1808 etwas ganz anderes im Sinne gehabt, als eine armselige Nachbildung französischer Kammerrhetorik. Sie sahen ihre Zeit unfertig für einen wirklichen Staatsbau; an den Aufführungen einer politischen Puppenstube (so erschienen ihnen die damaligen Experimente des deutschen Liberalismus) mochten sie nicht Theil nehmen. Und so sich immer tiefer in die Räthsel der Vergangenheit eingrabend und den freilich kleinen, vielfach irre gehenden, aber doch unerläßlichen, doch

werthvolle Keime bergenden Versuchen der Gegenwart immer reizbarer abgeneigt, wurden unsere größten Geister die Verbündeten jener unglücklichen Berliner Politik, welche den Staat der lebendigen Zukunft an Alles fesselte, was todt war. Wer mit einem Blick die ganze Wunderlichkeit dieser Lage übersehen will, braucht nur jene merkwürdige Correspondenz zwischen Niebuhr und Dahlmann über die Julirevolution zu lesen, in der einer der größten Kenner menschlicher Entwickelung, einer der tiefsinnigsten Löser historischer Räthsel das auf offener Hand liegende Ereigniß der Gegenwart so seltsam verkannte.

Die eigensinnige Innerlichkeit unserer protestantischen Natur hatte uns schon manchen Streich gespielt: in dem System der s. g. historischen Schule producirte sie ein neues höchst auffallendes Exempel. Die Meister unserer Geschichtsforschung, unserer historischen Kritik, im Bündniß mit den ersten Vertretern der absoluten Speculation, zimmerten uns eine Lebensregel zusammen, welche für die deutsche Nation nicht viel weniger bedeutete als den Verzicht auf das nationale Dasein. Der deutsche Geist sollte die Welt der Ideen beherrschen und das deutsche Volk in der Welt der Wirklichkeit der Knecht von Barbaren sein! Wie die Zeitgenossen Goethe's dem französischen Imperator zu Füßen gelegen hatten, so verneigte sich das Geschlecht der Niebuhr, Savigny, Hegel demüthig vor dem Czaren und dem frivolen Sophisten an der Donau.

Aber gingen diese großen Männer wirklich so unbegreiflich fehl, daß wir Zwerge von heute über sie mitleidig hinwegsehen dürfen? Als Luther die Reformation den großen politischen Aufgaben der Zeit entfremdete, that er uns für die nächste Zeit sehr wehe; aber wenn wir nun das Ganze des deutschen Entwickelungsganges überblicken, geht uns da nicht die Einsicht auf, daß er durch die gewaltige Einseitigkeit, mit der er uns auf die innersten Anliegen des Menschen richtete, den Grund legte zu der Tüchtigkeit, mit der wir ein oder anderthalb Jahrhunderte später in Preußen einen kernigen Staat, in Deutschland freieste Geistesbildung errangen? Als Lessing, Goethe und Schiller uns ganz und gar in rein geistige Interessen einschlossen, da halfen sie freilich den kläglichen Fall von 1806 vorbereiten; aber wurde der von ihnen gebildete deutsche Geist nicht herrlich offenbar in dem nationalen Wirken von Stein und Gneisenau, Fichte und Schleiermacher? Nichts anderes, als der Hauch lebendigen Gottvertrauens, der von Luther her uns erwärmte, als die kühne Zuversicht des sittlichen Menschen auf sich selbst, welche Lessing und Kant und Schiller uns gegeben hatten, stürmte unter den Fahnen Blüchers zum Sieg. So wiederum gingen die Männer der historischen Schule scheinbar die verkehrtesten Wege; in Wahrheit stählten sie ein aufwachsendes Geschlecht zu kommenden Thaten, indem sie es anleiteten, wie es nun einmal bei uns nicht anders

gehen konnte, die nationale Aufgabe zuerst innerlich zu ergründen und dann erst ihre praktische Lösung zu beginnen. Gleich die erste Generation ihrer Schüler zeigte, was wirklich in dieser historischen Ansicht steckte. Dahlmann, Gervinus, Grimm und die vielen anderen Zierden unserer historischen Wissenschaft wurden die kräftigsten Träger, die wirksamsten Verkünder des nationalen Gedankens. Die Göttinger Sieben zeigten zuerst, wie ernst, wie maßvoll und wie unbeugsam zugleich die Lehrer unseres Volkes zu handeln verstanden. Aber auch Diejenigen, welche streng in der gelehrten Bahn blieben, arbeiteten rüstig an der Weckung der Nation. Denn es war wirklich nur eine Frage der Zeit, daß der in rein geistigen Dingen gestählte Sinn für Wahrheit und gewissenhafte Arbeit auch den politischen Aufgaben zu Statten kam.

Bis gegen das Ende der dreißiger Jahre war das Interesse unseres Volkes ganz überwiegend von den politischen Dingen abgekehrt. Im größten Theile Deutschlands, vor Allem fast in ganz Preußen, band die Erinnerung an die napoleonische Zeit Regierungen und Unterthanen fest zusammen. König Friedrich Wilhelm III., wie unähnlich er seinen großen Vorfahren an schöpferischer Kraft war, wurde nichtsdestoweniger von seinem Volke so aufrichtig geliebt, wie es gewiß nur sehr selten einem Monarchen zu Theil geworden ist. Dieses Volk begehrte nicht nach politischer Bewegung. Es hatte alle Hände voll zu thun

mit der Heilung der furchtbaren Wunden, die ihm in der napoleonischen Zeit geschlagen waren. Ob Preußen in Europa eine Rolle spielte, erschien ihm ziemlich gleichgültig, dagegen war es mit dem sichtbaren Resultat der kleinmüthigen Berliner Politik, mit der Erhaltung des Friedens, im höchsten Grade einverstanden. Die Verwaltung wurde im Ganzen so einsichtig geführt, die Justiz war so untadelhaft, das Bildungswesen, Verkehr und Industrie blühte so fröhlich auf, daß nur sehr unruhige Köpfe ein weiteres begehren zu können schienen. Und diese Stimmung breitete sich von Preußen über den größten Theil Norddeutschlands aus und gab der altherkömmlichen unpolitischen Sinnesart der Deutschen neue Kraft. Ich erinnere mich sehr deutlich, wie damals die tüchtigsten Männer in Niedersachsen mit verschwindenden Ausnahmen von politischer Thätigkeit nichts wissen wollten. Wenn ich als junger Student den älteren Herren von der Pflicht des Bürgers sprach, so schüttelten sie den Kopf, meinten, ich würde mich nur unglücklich machen, ohne etwas zu nützen. Die brutale Gewaltthat des Königs Ernst August von Hannover erregte allerdings allgemeine Entrüstung und die Sieben von Göttingen weckten zuerst mit ihrem würdigen gehaltenen Auftreten in weiten Kreisen der norddeutschen Bevölkerung eine gewisse Aufmerksamkeit und Neigung für politische Bestrebungen. Da aber der König so leicht siegte und das hannoversche Volk bald anfing ihn zu lieben,

weil er einzelne bureaukratische und aristokratische Mißbräuche recht derb beseitigte, so schienen die Vertreter des politischen Quietismus nur ein neues Argument gewonnen zu haben.

Bekanntlich brachte die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in dieser Lage eine wesentliche Aenderung hervor. Indem der König von Preußen an dem Bestehenden zu rütteln begann und den deutschen Schläfer unablässig schüttelte, mußte wohl die alte Indolenz allmälig schwinden. In der That schlug der König eine Methode ein, der auch der größte Stumpfsinn nicht widerstehen konnte. Indem er das eben Gegebene wieder beschnitt, das alte Regierungssystem durchlöcherte und doch kein neues an die Stelle setzte, die Menschen mit halben politischen Gewährungen mehr reizte als befriedigte und sie zugleich durch sein kirchliches System und seine ganze wunderliche Romantik empfindlich verletzte, gelang es ihm, den stillen Norden in wenig Jahren in eine überraschende Bewegung zu bringen, die dann schon deshalb sehr Vielen zusagte, weil sie dreißig Jahre gar zu still gesessen hatten. Und da nun doch einmal politisirt werden mußte, so begab sich das unbeholfene und weder durch Presse noch durch Kammerdebatten in die politischen Geheimnisse eingeweihte Volk des Nordens mit großem Eifer in die Schule der Süddeutschen, wo es denn sehr rasch in der Kunst der Opposition Fortschritte machte. Itzstein, Hecker, Welcker wurden plötzlich im Norden höchst po-

pulär; den äußersten Spitzen des süddeutschen Liberalismus gesellte man sich in den über Nacht gekommenen verwegenen Gedanken am liebsten zu. Daneben aber arbeiteten noch ganz andere Tendenzen. Die eine Weile in Preußen mit Vorliebe als eine Stütze conservativen Wesens gepflegte Hegel'sche Philosophie hatte gegen Ende der dreißiger Jahre eine radicale Wendung genommen, welche in den Hallischen Jahrbüchern von Ruge auch auf das politische Gebiet hinüberstrebte. Diese Schule gerieth alsbald mit der Berliner Romantik in den heftigsten Kampf, und von der politischen Unreife, von der in zu langer Stagnation erzeugten Verwirrung der sittlichen Begriffe und dem Hochmuth der absoluten Speculation gleichmäßig befördert, trat bald ein ganz extremer Cynismus hervor, welcher in den Schriften und dem Leben der Bauer, Buhl, Feuerbach u. s. w. allen politischen, religiösen und moralischen Ueberlieferungen nicht frech genug meinte ins Gesicht schlagen zu können. Zu ähnlichen Resultaten war schon vorher eine gewisse Richtung unserer schönen Litteratur gelangt, welche durch Börne und Heine allem Bestehenden die derbsten Herausforderungen zuschleuderte und unserer gesunden deutschen Art das Gift Pariser Frivolität einzuimpfen trachtete. Die ungeheure Mehrzahl unseres Volkes wollte zwar von solchen Tollheiten ernstlich nichts wissen, aber zu lesen fand sie doch diese himmelstürmenden Ergüsse vielfach recht pikant. Wir waren

so lange unendlich geduldig und begnügsam gewesen: nun mit einem Male wurden wir ebenso ungeduldig und unzufrieden. Da wir von dem, was sich staatlich und wirthschaftlich erreichen lasse, gar keine Erfahrung besaßen, so ließ sich unser Idealismus zu den ausschweifendsten Phantasien fortreißen. Da wir erprobte Führer in dem plötzlich über uns gekommenen Kampfe kaum hatten, liefen wir vielfach hinter dem ersten besten Schreier her, der uns ein Paradies von Freiheit und Behagen vorgaukelte.

All' dieses unreife Wesen brach in Folge der Februarrevolution los. Freilich daneben, und Gottlob doch, sobald der erste Taumel verflogen, sehr viel stärker ein gesundes Verlangen des Volkes, endlich in öffentlichen Dingen das Recht der Mündigkeit zu bekommen. Die bestehenden Gewalten knickten vor dem wahrlich nicht sehr starken Sturm überall so kläglich zusammen, daß Jedermann die Unmöglichkeit, die alten Zustände herzustellen, einsehen mußte. Und zwar sollte nicht nur die politische Ordnung in den einzelnen Staaten, sondern vor Allem auch der Gesammtzustand Deutschlands gründlich erneuert werden. Von dem Bundestage wollten die Deutschen ebenso wenig mehr wissen als von Censur und den andern Instrumenten des verlebten Polizeistaates, welche der Bundestag sorgfältig gepflegt und gehandhabt hatte. Zu dem Rufe nach Freiheit gesellte sich der andere nach Einheit.

Es ist schon oben gesagt, daß das Wort der deut-

schen Einheit uns die gefährlichste Zwietracht brachte. Anfangs allerdings war es eine herrliche Sache, in jenen jubelnden Frühlingstagen von 1848, wo alles deutsche Volk unter dem schwarz-roth-goldnen Banner in den Gefühlen schönster Eintracht und Allmacht schwelgte, dieselbe Losung deutscher Größe von den Alpen zum Meer ging und alle Gegensätze früherer Jahrhunderte von einem wundervollen Moment verzehrt zu sein schienen. Wer war so nüchtern, daß er damals nicht mit jubelte, wer so zweifelsüchtig, daß er nicht an die Auferstehung deutscher Macht glaubte? Auch ein kritischer Freund unserer Nation mußte wenigstens die eine Thatsache anerkennen, daß unter der Misère des Bundestags das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit höchst überraschende Fortschritte gemacht habe. Ganz anders als 1813 zeigte sich jetzt das deutsche Volk als ein wirkliches, nicht nur im Wort des Dichters vorhandenes Wesen. Und dieses wirkliche nationale Dasein fand im Frankfurter Reichstage ein Organ, dessen Bedeutung derjenige ganz unrichtig bemißt, der nur das unmittelbare praktische Resultat ins Auge faßt. Es war von der höchsten Wichtigkeit, daß ein Jahr lang alle Deutschen ihre Blicke auf denselben Punkt richteten, daß Unzählige aus allen Theilen des großen Vaterlandes dort einander zum ersten Male persönlich begegneten und in der Versammlung selber viele unserer tüchtigsten Männer aus allen Gauen in unzertrennliche Verbin-

dung traten. Was wir geistig, in Litteratur und Wissenschaft, seit hundert Jahren besessen hatten, das innige Zusammenwirken aller deutschen Kräfte, das gewannen wir nunmehr auch für das politische Gebiet. Nachdem wir so lange gemeinsam an der deutschen Geistesmacht gebaut hatten, wollten wir nun auch mit einander die deutsche Staatsmacht aufrichten. Zweihundert Jahre nach den mühsamen Anfängen des großen Kurfürsten nahm das deutsche Volk sein eigenstes Werk in die eigene Hand. Es wollte nicht nur in Gedanken, in Dichtung und Forschung, es wollte auch in der wirklichen Welt wieder ein Volk sein, und die erste Gesammtvertretung, in der es vor den Nationen erschien, huldigte den unermüdlichen Führern auf der Bahn nationaler Herstellung: vor dem Thron der Hohenzollern legte sie die deutsche Kaiserkrone nieder.

Ich kann es hier selbstverständlich nicht unternehmen, in die politischen Kämpfe von 1848 und 1849 näher einzugehen, in denen wir, zum größten Theil eben erst aus völliger politischer Gedankenlosigkeit aufgeweckt und auf die Schwelle der politischen Arbeit getreten, es unternahmen, sogleich mit kühnem Griff die höchsten Ziele zu fassen. Wer hatte vor wenigen Jahren noch nur von einem deutschen Staat gesprochen? Wo gab es irgend eine Vorbereitung für dieses große Werk? Was eben erst ein kleiner Freundeskreis in Baden von ferne anzuregen gewagt hatte, das

erschien jetzt plötzlich auf der Tagesordnung der constituirenden Nationalversammlung als erste und dringendste Aufgabe. Eine ganz unerklärliche Erscheinung, wenn nicht der Idealismus unseres Geisteslebens für uns eine eminent reale Macht wäre. Da wir innerlich seit hundert Jahren fester und fester zusammengewachsen waren, da wir alle großen Fragen des Geisteslebens so lange mit einander geprüft und in dieser Prüfung unserer Zusammengehörigkeit bewußt geworden waren, da namentlich unsere Dichter den deutschen Herzen einen in allem Wesentlichen übereinstimmenden Schlag gegeben hatten, so verstand es sich für uns von selbst, sobald die politische Arena aufgethan wurde, daß wir auch staatlich eins sein wollten. Allerdings kam dazu, daß der Zollverein und die mächtige Entwickelung des Verkehrswesens uns nach der Einheit des Gedanken- und Gefühlslebens auch die des Güterlebens gebracht hatte. Nicht nur durch starke geistige, sondern auch durch starke materielle Bande waren alle Theile Deutschlands mit einander verknüpft. Dieser in allen Elementen vorhandenen nationalen Einheit die politische Form zu geben, war in der That ein vollkommen selbstverständliches Verlangen, obwohl es sich bis vor kurzem kaum geregt hatte. Und waren wir nicht auch politisch seit 1815 eins gewesen? hatten wir nicht alle unter dem Bundestag wenigstens gleichmäßig gelitten? hatten wir nicht alle in der Welt dieselbe klägliche Rolle gespielt?

So waren in der That alle inneren Vorbedingungen für die der Paulskirche gestellte Aufgabe vorhanden. Desto bedenklicher dagegen sah es mit den politischen Factoren aus. Gerade derjenige Staat, welcher thatsächlich seit zweihundert Jahren die nationale Herstellung auf politischem Gebiet getragen, seit vierzig Jahren auch die deutsche Geistesarbeit vornehmlich geleitet hatte und alle Elemente für die Vollendung des deutschen Staatsbaues besaß, hatte seit 1815 s. z. s. ein Einsiedlerleben geführt. Nichts weniger als unthätig, hatte er doch von seinem Thun der Welt möglichst wenig verrathen und, so oft er das eigentliche politische Gebiet betrat, sich recht angelegentlich bemüht, sein Unvermögen kund zu thun. Was war seit 1815 von Berlin nicht Alles geschehen, um den politisch strebsamen Theil der Nation zu ärgern und zu verletzen! Wo lag in der auswärtigen oder in der inneren Politik, von der einzigen eben auch nicht vorwiegend politischen Motiven entsprungenen Gründung des Zollvereins abgesehen, irgend ein Beweis frischen Schöpfungsvermögens, oder nur gewöhnlichen Verständnisses für die Aufgaben der Zeit vor? Die Professoren hatten gut reden von dem großen Kurfürsten und dem großen König und von 1813: wenn man ihnen entgegnete, mit vergangenen Kräften werde kein Werk der Gegenwart vollbracht, sie möchten doch die jetzt lebenden preußischen Größen nennen, denen die deutsche Nation ihre Geschicke zuversichtlich anvertrauen könne,

so waren sie geschlagen. In der That, weder von Friedrich Wilhelm IV., noch von seinen Ministern, noch von seinen Feldherren konnte ein verständiger Mensch erwarten, daß sie den gerechten Ansprüchen der Nation nur von ferne genügen würden. Alles, was man während der Monate des deutschen Verfassungskampfes von Preußen erlebte, der Gang der Revolution in Berlin, die Führung des Krieges in Schleswig-Holstein, die diplomatische Thätigkeit in der dänischen wie in der deutschen Frage, es war gleich unerquicklich. Wenn nichtsdestoweniger, trotz allen von Berlin mit unermüdlichem Eifer in den Weg geworfenen Steinen, nach schweren Mühen schließlich die preußische Partei in Frankfurt den Sieg davon trug, so war das ein nur in Deutschland möglicher Ausgang. Daß Friedrich Wilhelm IV. wirklich das deutsche Reich herstellen würde, konnte Jemand, der von der Lage der Dinge einigermaßen unterrichtet war, kaum glauben. Was bedeutete also das Votum der Paulskirche? Die in den Führern der Nation lebende Ueberzeugung, daß allein Preußen den deutschen Staat, dessen Fundamente es seit zwei Jahrhunderten in rastloser Arbeit gelegt hatte, auch vollenden könne, das unerschütterliche Vertrauen auf die wie immer momentan verhüllte Kraft und Tüchtigkeit Preußens und der Hohenzollern. Daß wir ein ideales, in der Innerlichkeit lebendes Volk sind, dem nicht die äußerliche Erscheinung, sondern die drinnen waltende Kraft entscheidet, wurde

in der Abstimmung vom 28. März 1849 einmal wieder frappant klar. Wir glaubten an Preußens dauerndes Wesen, darum hoben wir es auf den Thron, wie wenig kaiserlich wahrhaftig seine Gegenwart und seine jüngste Vergangenheit war.

Und wir haben diesen Glauben mit einer Zähigkeit behauptet, die nur dem Volke der Reformation möglich war. Denn in der That, was wir seit dem April 1849 von Preußen erleben mußten, die traurige Farce des Dreikönigsbündnisses, die traurigere Behandlung der hessischen und dänischen Frage, die Schmach von Olmütz, die ganze Misère des Manteuffelschen Regiments, das stellte den deutschen Glauben an Preußen auf eine furchtbar harte Probe. Wenn nur der augenblickliche Schein in Frage kam, so standen seit 1850 die Anhänger der Kaiserpartei in einem nahezu lächerlichen Lichte da. Die Gegner Preußens schienen einen vollständigen Triumph davon getragen zu haben. Preußen hatte ein neues Jena erlebt. Oesterreich und die kleinen Könige hatten Deutschland zu ihrer Verfügung. Mit lächelnder Miene setzte sich das officielle Preußen wieder an den runden Tisch in der Eschenheimer Gasse. Hatte es doch, wie es sich berühmte, über die Revolution mit seiner Selbsterniedrigung einen glänzenden Sieg errungen und die Solidarität der conservativen Interessen herrlich zum Abschluß gebracht!

Die Führer der preußischen Partei hatten zwei

große Argumente für ihre Politik geltend machen können: den durch eine ruhmreiche Geschichte erwiesenen und von den Machtverhältnissen der Gegenwart auferlegten nationalen Beruf Preußens, und die Unmöglichkeit, mit Oesterreich und den Prätensionen der kleinen Könige zu einer Lösung der deutschen Frage zu gelangen. Jener positive und dieser negative Beweis war für alle Diejenigen, welche über die in Betracht kommenden Verhältnisse ein Urtheil hatten, gleich schlagend. Von dem Beruf Preußens haben wir zur Genüge erfahren; es ist nunmehr Zeit, die Lage Oesterreichs und der Mittelstaaten ins Auge zu fassen. Nach dem, was oben von der Stellung des Hauses Habsburg zu der großen Krisis unseres Volkes im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert gesagt ist, brauchen wir nur noch zu fragen, ob denn Oesterreich etwa in späteren Zeiten eine wesentliche Umgestaltung erfahren habe, durch die es dem deutschen Leben wieder näher gerückt sei. In der That schien ihm das achtzehnte Jahrhundert unter Maria Theresia und Joseph II. eine vielverheißende Erneuerung zu bringen. Es that einen kräftigen Schritt aus der Bahn der alten Jesuitenzucht und des mit ihr auf deutschem Boden stets unzertrennlich verknüpften trägen Schlendrians heraus. Es wurde hell in Wien; vorübergehend gewann diese Helligkeit fast etwas blendendes, und eine ungeheure Thätigkeit schien in wenigen Decennien die Versäumnisse von Jahrhunderten

gut machen zu wollen. Klopstock, Wieland, Lessing dachten nach einander daran, in Wien ihren Wohnort zu nehmen. Der Sänger der Messiade begrüßte in Kaiser Joseph den politischen Messias Deutschlands.

Die Erfolge entsprachen dem stürmischen Anlauf leider nicht. Zu den Zeiten der Gegenreformation hatten die Habsburger ihr deutsches Volk mit spanischen und italienischen Stricken so unbarmherzig geknebelt und dann so lange in diesen Banden gehalten, daß die gesunden Lebenssäfte völlig ins Stocken gerathen waren. Da nun Kaiser Joseph diese seit Jahrhunderten gebrochene deutsche Kraft plötzlich zum Fundament straffer Reichseinheit machen wollte, versagte sie natürlich und es kam an den Tag, daß unter der Geißel der Jesuiten Slaven und Magyaren frischer geblieben waren als die Deutschen. Diese erwiesen sich nicht allein politisch, sondern auch geistig impotent. Wie hitzig griff der Kaiser die Aufklärung seines Volkes an, wie hastig wollte er eine Litteratur haben! Aber was in dieser Treibhaustemperatur aufkam, war im Vergleich mit dem, was damals das übrige Deutschland erzeugte, überaus dürftig. Wer die österreichische Litteratur zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts etwas kennt, wird nicht behaupten wollen, daß die Deutschen an der Donau in die große Bewegung unserer klassischen Periode irgend nennenswerth eingegriffen haben, dichterisch so wenig als wissenschaftlich. Sie waren hinter der deutschen

Geistesentwickelung so außerordentlich zurückgeblieben, daß sie von uns Andern höchstens lernen konnten. Aber auch das Lernen hatte bei dem trostlosen Verfall des österreichischen Schulwesens und dem stumpfen Materialismus, in den das ganze Volk versunken war, bedeutende Schwierigkeiten.

Nichtsdestoweniger würde die deutsche Natur auch an der Donau wieder aufgelebt sein, wenn man ihr nur einige Zeit gegönnt hätte. Aber kaum waren die lärmenden Weckrufe Kaiser Josephs verklungen, so legte die lauernde Geistesangst des „guten" Kaiser Franz ihre bleierne Hand auf das eben erwachende Volk, und Fürst Metternich brachte die auf Erhaltung geistigen Todtseins gerichteten Herzenswünsche seines Gebieters in ein raffinirtes System. Oesterreich und Deutschland blieben zwei Welten, die geistig nicht das mindeste mit einander gemein hatten. Und so wenig sich Oesterreich seit 1815 an unserer geistigen Arbeit betheiligte, ebenso ferne blieb es unserer wirthschaftlichen Thätigkeit. Natürlich. Das Metternich'sche System der Regungslosigkeit vertrug industrielles und commercielles Leben so wenig als wissenschaftliches. Während das übrige Deutschland sich ökonomisch erfreulich empor arbeitete, blieb Oesterreich in dem mit dem Hause Habsburg von ältesten Zeiten her unzertrennlich verbundenen Bankerott stecken. Daß politisch vollends gar nichts geschah, Verwaltung und Justiz sich bemühte, der Finanz würdig zu sein, daß die Bürger auch im eng-

sten Kreise keinerlei gemeinnützige Thätigkeit entfalten durften und die Robotpflichtigkeit der Bauern conservirt werden mußte wie alle anderen Ueberlieferungen der Vorzeit, versteht sich von selbst. So gab es innerlich gar nichts, was Oesterreich und Deutschland zusammenhielt. Aber auch äußerlich waren die früheren Bindeglieder hinweggefallen. Bis zur französischen Revolution hatte Oesterreich durch den Besitz Belgiens und der Vorlande am Oberrhein die Pflicht gehabt, uns gegen Frankreich zu decken. Aber Thugut hatte diese lästigen Beziehungen bei erster Gelegenheit abgestreift und Metternich im Wiener Frieden den Staat der Habsburger bequem auf der stillen Ostflanke Deutschlands etablirt und dafür Preußen die Wacht am Rhein aufgebürdet. Das Ideal der habsburgischen Reichspolitik war seitdem auf das erfreulichste realisirt: da wo wir des Schutzes bedurften, ließ sich unsere Vormacht nicht finden; weder militärisch, noch politisch, noch wirthschaftlich, noch geistig nahm sie an unseren Aufgaben Theil: dafür hatten wir die Ehre, von ihr so, wie es ihr von dem unsrigen absolut getrenntes Interesse forderte, dirigirt zu werden.

Wer diese Verhältnisse irgend zu übersehen vermochte, der konnte, sobald Deutschland einmal es unternahm sich mit thätiger Volkskraft staatlich zu organisiren, gar keine andere Losung acceptiren, als die vollständiger Trennung von Oesterreich. Nun aber wollte es eine eigene Ironie, daß die Bewegung

von 1848, welche in Wahrheit das disparate, nur ganz äußerlich zusammenhängende Gefüge des österreichischen Staats mit der Gefahr vollständigen Zerfalls bedrohte, vorübergehend und scheinbar in Wien ebenso viel Kraft und Geschick weckte, wie in Berlin das Gegentheil. Der Ruhm Radetzky's, der schließliche Erfolg in Ungarn, der große Triumph von Olmütz ließ Oesterreich militärisch und politisch dem preußischen Gegner glänzend überlegen erscheinen. Die Wiener Politik verfügte eine Weile noch einmal so unbedingt über Deutschland, wie sie es in den Tagen Metternichs nur je gethan hatte. Und sie dachte diese herrschende Stellung zu einer gründlichen Correctur der deutschen Verhältnisse, wie sie seit dem großen Kurfürsten geworden waren, zu benutzen. Die Fügsamkeit Preußens genügte den österreichischen Staatsmännern nicht. Des wahren Verhältnisses der beiderseitigen Kräfte wohl bewußt, erkannten sie die Nothwendigkeit, Preußen dauernd zu erniedrigen und bei erster bester Gelegenheit für immer unschädlich zu machen. Und wenn die Wiener Indolenz sich einmal diese immerhin nicht ganz leichte Aufgabe aus dem Sinne schlug, so standen zahlreiche deutsche Staatsmänner bereit, das Gedächtniß an Schlesien und die dem Hohenzollern dargebotene Kaiserkrone zu schärfen. Denn wenn Oesterreich etwa meinen konnte, es sei doch klüger, die dominirende Stellung über dem gedemüthigten Preußen zu erhalten als Alles in einem verzweifelten Kampfe aufs Spiel

zu setzen, so dachte man in Dresden, München und einigen anderen Residenzen anders.

Das was man bei uns Mittelstaaten zu nennen pflegte, hatte schon seit Jahrhunderten existirt; aber eine mittelstaatliche Politik mit scharf und consequent ausgeprägtem Charakter hatte sich erst seit 1815 sehr langsam angebahnt, um 1849 plötzlich zu erheblicher Bedeutung zu kommen. Als Napoleon dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den Gnadenstoß versetzte und die deutschen Staaten des Südens und Westens im Rheinbunde sammelte, schuf er neben Oesterreich und Preußen eine dritte Gruppe, welche zunächst die Aufgabe erhielt, den Zerfall Deutschlands zu organisiren und die seit Ludwig XIV. herkömmliche Abhängigkeit unserer Grenzlande von dem übermächtigen Frankreich verfassungsmäßig zu consolidiren. Indem er nach dem Fall Preußens diese französische Vasallenschaft über Sachsen, Hessen, Hannover, Westfalen ausdehnte, band er mit geringfügigen Ausnahmen Alles, was nicht zu dem an die Ostgrenzen zurückgeschobenen Oesterreich und Preußen gehörte, an das französische Joch. Aber unter diesem gemeinsamen Loose behaupteten sich wesentliche Unterschiede. In Hessen, Hannover, Braunschweig, Westfalen wurde die Fremdherrschaft mit heißem Ingrimm ertragen; Bayern, Württemberg Baden, Hessen-Darmstadt und Sachsen dagegen söhnten sich sehr schnell mit dem Berufe, den ihnen der Imperator dictirt hatte, aus. Denn sie empfingen damit

ein Jeder sehr werthvolle Güter. Was war der Süden und Westen Deutschlands in den letzten Zeiten des Reichs gewesen? Nichts anderes als ein wüstes Chaos wesentlich lebensunfähig gewordener Krüppelexistenzen, unter denen einzelne Ansätze zu leidlichen Staatsbildungen, wie das Kurfürstenthum Bayern und das Herzogthum Württemberg, standen. Daß diesen Landschaften die Aufrichtung der neuen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen eine wesentliche Verbesserung ihrer gesammten Lage brachte, kann unmöglich in Abrede gestellt werden. Ein einziger Blick auf die Karte dieser Gegenden vor und nach dem Eingreifen Napoleons muß darüber jeden Zweifel benehmen. Und ebenso wenig scheint es mir berechtigt, wenn man diesen Staaten, die ja allerdings ihre Geburt Napoleons Gnade verdankten, daraus einen schweren patriotischen Vorwurf machen will. Man wird schwerlich historisch nachweisen können, daß sich diese Länder in den vorausgegangenen Kämpfen gegen Frankreich nach dem Maß ihrer Kräfte übler benommen hätten als Oesterreich und Preußen; sie standen einfach im Niveau der damaligen deutschen Nichtigkeit. Welchem verständigen Menschen hätte es 1806 beikommen können, von irgend einem kleinen deutschen Staate zu verlangen, daß er sich seiner deutschen Pflichten erinnern solle, Angesichts der in Wien und Berlin herrschenden Misère? Es gab für die genannten Rheinbundsstaaten nur eine Trübung ihres neuen Glückes, die unaufhörlichen

militärischen und finanziellen Anforderungen des Protectors. Hätte er ihnen einige Ruhe gegönnt, den neuen Zustand auszubilden, so würden weder ihre Regenten noch ihre Unterthanen über die Veränderung irgendwie zu klagen gehabt haben. Denn trotz jener immer härter werdenden Belastung fühlten sie sich doch leidlich wohl. Von allen Deutschen hatten unzweifelhaft sie das erträglichste Loos, und was man auch gegen die Art, wie Montgelas in Bayern und König Friedrich in Württemberg die alten Ueberlieferungen auf die Seite schaffte, einwenden mag, trotz Allem machten diese sämmtlichen Gebiete damals erfreuliche Fortschritte. Sachsen aber sah in der Erhebung zum Königreich eine erquickende Genugthuung für die harten Demüthigungen, die es im vorigen Jahrhunderte von Preußen hatte erdulden müssen.

Wenn man nun aber insoweit diesen Rheinbundsstaaten Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so steht es freilich ebenso fest, daß ihr Ursprung ihnen für die Folgezeit höchst bedenkliche Stimmungen und Bestrebungen einpflanzen mußte. Da sie die Schande und das Elend der Fremdherrschaft so sehr viel weniger empfanden, als der Norden, konnten sie natürlich an der inneren Wiedergeburt, welche dem deutschen Wesen seit 1807 von Preußen aus bereitet wurde, kaum Theil nehmen. Der Grund ihres Daseins war derselbe Imperator, gegen welchen Stein,

Fichte, Gneisenau und die anderen preußischen Patrioten die tiefsten Kräfte der deutschen Natur weckten. Diesen Männern mußten die napoleonischen Vasallenstaaten auf deutschem Boden, welche so wesentlich dazu beitrugen, die Hoffnung von 1809 zu vernichten, im Grund der Seele verhaßt sein und sie machten ja in der That kein Hehl daraus, daß der Sieg über Napoleon den Sturz dieser seiner deutschen Knechte zur Folge haben müsse. Blut ist ein mächtiger Kitt. Unter den napoleonischen Fahnen hatten bayrische, württembergische, badische Regimenter zum ersten Male seit langer Zeit hohen Kriegsruhm erstritten: sie waren stolz darauf, daß der Kaiser sich ihnen im April 1809 persönlich anvertraute. Zugleich wurden die bürgerlichen Verhältnisse vielfach nach französischem Muster geordnet, was in manchen Beziehungen einen unbestreitbaren Fortschritt gegen das übrige Deutschland einschloß, wenn es auch auf der anderen Seite den französischen Bureaukratismus tief im Süden einpflanzte und einen schädlichen Gegensatz zu den von Stein im Norden aufgestellten Grundsätzen des Gemeindelebens begründete. Man fühlte sich der Wohlthaten der großen Revolution theilhaftig. Es konnte nach alledem nicht anders sein, als daß sich zwischen diesen deutschen Ländern und Frankreich ein ähnlich sympathisches Verhältniß bildete als damals zwischen diesem und Italien.

Nun kam der Sturm von 1813. In wie weit

derselbe die Bevölkerungen des Rheinbundes innerlich berührte, scheint mir noch nicht genügend erforscht. Die Regierungen sahen ihn natürlich mit ängstlichen Empfindungen. Wenn die Ansichten des Freiherrn von Stein durchdrangen, so war es um sie geschehen. Der Aufruf von Kalisch mußte ihnen sehr widerwärtig klingen. Hätten sie doch schwanken können, so riß sie Napoleon mit sich fort, indem er rasch seine noch in der Bildung begriffenen Divisionen in ihre Gebiete warf und sie so an der Kette festhielt. Nur Bayern konnte sich etwas freier halten. Als im Herbst die napoleonische Glorie erbleichte, ergriff Montgelas die Hand Metternichs, um durch den Rieder Vertrag zugleich die Abhängigkeit von Frankreich zu lösen und die Herstellung Deutschlands im Sinne Steins zu hemmen. Die bayrische Selbständigkeit wurde allen gefährlichen Neuerungsplänen der Patrioten als starker Riegel vorgeschoben. Trotz diesem lockenden Vorgang hielten die süddeutschen Nachbarn bis zum letzten Moment an Frankreich fest. Allerdings betheiligten sie sich dann am Feldzuge von 1814 gegen Napoleon; aber das hinderte doch nicht, daß die eigentliche Entscheidung des großen deutschen Kampfes ohne und gegen sie errungen war. Die herrlichen Erinnerungen dieser glorreichen Tage, welche jedem Norddeutschen fortan das Herz schwellten, blieben dem Süden fremd. Noch empfindlicher wurde die Absonderung Sachsens. Während die Südstaaten schließlich doch als Sieger

in dem gemeinsamen Kriege sich darstellen mochten, trug Sachsen allein die volle Last des Besiegten. Die preußische Faust hatte es von der napoleonischen Höhe unbarmherzig hinabgeschleudert und die bittern Empfindungen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges erwachten mit neuer Heftigkeit.

Weshalb, fragt wohl der eine oder andere Leser, rufst du diese traurigen Erinnerungen unserem Gedächtniß in einer Zeit zurück, wo sie Gottlob durch ein zweites und glücklicheres 1813 ausgelöscht sind? Weil ich meine, daß man diese Dinge gegenwärtig haben muß, wenn man das Verhalten der Mittelstaaten seit 1815 gerecht beurtheilen will; wer diesen ihren Ursprung außer Acht läßt, kömmt gar leicht dazu, gegen sie unbillig zu sein. Es war diesen Staaten nun einmal, und zwar durch die gemeinsame Schuld aller Deutschen, eine Sonderstellung und eine starke Richtung gegen den Geist von 1807 gegeben. In den Jahren ungeheuerster Bewegung, welche Sinn und Sein der Menschen auf lange hinaus beherrschen, waren diese Mittelstaaten gegen das Lebensprincip unserer Zukunft gekehrt worden: nur eine andere ebenso gewaltige Bewegung konnte sie zu uns zurückführen. Und wenn die Gerechtigkeit verlangt dieses anzuerkennen, so fordert sie ebenso das Bekenntniß, daß nach 1815 alles mögliche geschah, um den mittelstaatlichen Particularismus zu kräftigen. Indem die preußische Politik fast durch Alles, was sie in Frank-

furt und Europa that, ihre Geschichte und ihren Beruf verleugnete und sich dem Todfeind preußischer und deutscher Zukunft, dem habsburgischen System, hingab, schob sie selbst den Mittelstaaten die Rolle zu, sich auf ihre Kosten der deutschen Nation zu empfehlen. Wie gering man immer von dem süddeutschen Constitutionalismus und den wahren Motiven, welche der Opposition süddeutscher Cabinette gegen den Bundestag zu Grunde lagen, urtheilen mag, das ist ja doch gar nicht zu bestreiten, daß diese Haltung auch von wahren Interessen gefordert wurde. Und wenn trotz allem politischen Todtliegen Preußens es hauptsächlich Süddeutsche waren, welche zuerst den deutschen Beruf Preußens aussprachen, und wenn der von allen süddeutschen Staaten politisch rührigste, Baden, vom ersten Augenblicke an, wo die deutsche Frage eine praktische wurde, consequent zu Preußen stand, mit einer treuen Hingebung, der die Zukunft sicher gerecht werden wird, so sind das, meine ich, Thatsachen, welche gewürdigt sein wollen. Daß sich Preußen nach 1815 politisch still hielt, hatte, wie wir gesehen haben, seine guten Gründe: die tiefen Wunden, welche ihm der Kampf mit Napoleon geschlagen hatte, mußten geheilt, die großen Schwierigkeiten, welche ihm der Wiener Congreß aufgebürdet hatte, mußten überwunden sein, ehe es wieder auf die politische Bühne treten konnte. Aber für die süddeutschen Staaten existirten diese Gründe nicht und es ist ein durchaus

unbilliges Verlangen, daß auch sie sich nicht regen sollten, weil Preußen sich nicht regen konnte oder mochte.

So geschah es, daß in ihnen ein gewisses politisches Leben sich entwickelte, mit allen von den Umständen gebotenen Mängeln und Vorzügen, während die preußische Regierung dasselbe hartnäckig niederhielt. Ein so entgegengesetztes Verhalten hatte natürlich seine Consequenzen. Alles was in Deutschland vorwärts wollte, mußte nothgedrungen einige Zeit hindurch seine Hoffnungen auf den Süden richten und derselbe erhielt dadurch eine Bedeutung und ein Selbstgefühl, welche über seine wirklichen Kräfte hinausgingen. Nun kam 1848. Das Programm der preußischen Hegemonie war eben vom Süden, von Baden aus, bestimmt formulirt. Die Reichsidee zündete in dem beweglichen Süden rasch. Trotz allen Abneigungen und Gegensätzen gegen Preußen wäre wenigstens der größte Theil des Südens bereit gewesen, sich der Reichsverfassung zu unterwerfen. Statt daß diese Bereitwilligkeit zu dem gehofften Resultate führte, stürzte die Ablehnung der Kaiserkrone einen Theil des Südens in revolutionäre Verwirrung, der dann preußische Bayonnette ein Ende machten. Nachdem aber Preußen so seine Fahne am Oberrhein aufgepflanzt hatte, zog es sie ein Jahr nachher vor dem Gebot Oesterreichs und der kleinen Könige scheu ein, wich aus Rastatt, wich aus ganz

Baden und lieferte das Großherzogthum den Bregenzer Alliirten aus.

Das, man vergesse es nicht, waren die ersten Thaten, welche der Süden von Preußen seit 1815 sah. Die preußische Partei hatte 1848 auch im Süden einen starken Fuß gehabt: wer wird sich wundern, daß jetzt das süddeutsche Volk gar nicht mehr begriff, wie es dazu gekommen sei, Preußen an die Spitze Deutschlands stellen zu wollen? Das Preußen von Olmütz, das Preußen der Manteuffel, Gerlach, Westphalen erschien dem Süddeutschen nothwendig im Lichte verächtlicher Schwäche. Die Politik Pfordten, Neurath, Dalwigk feierte einen vollständigen moralischen Triumph. Man mußte damals weit über die Gegenwart zurück, tief durch die Oberfläche der Erscheinungen durchblicken, um einen nennenswerthen Unterschied zwischen Preußen und den Mittelstaaten wahrzunehmen, unter denen es sich thatsächlich selber einen bescheidenen Platz gewählt hatte. Wer in den traurigen Zeiten der fünfziger Jahre dem Volke, und zwar nicht nur dem süddeutschen, sondern auch dem norddeutschen Volke von der unvergänglichen Größe Preußens und den unverlierbaren Grundlagen seiner Macht redete, der erschien wohl der Masse wie ein nicht recht Zurechnungsfähiger.

Die Bahn, sieht man, war für Oesterreich und seine mittelstaatlichen Freunde vollkommen frei. Gab es noch irgendwo ein Hinderniß, war noch irgendwo

ein preußenfreundlicher Staatsmann im Amt, so beeilte sich das Ministerium Manteuffel, zu seinem Sturz mitzuwirken. Was thaten nun die Herren von Wien, München, Stuttgart, Dresden, Hannover und Darmstadt, um unter dieser unvergleichlichen Gunst der Umstände ihr großdeutsches Programm zu realisiren, welches thatsächlich damals das einzige war, von dessen Realisirung geredet werden konnte? Sie stellten eine Reihe unausführbarer Entwürfe auf, bei deren Berathung schon sie jedesmal die Erfahrung machten, daß das einzige sie verknüpfende Band der Haß und die Furcht vor Preußen war, und flüchteten schließlich vor der unheilbaren Differenz ihrer wirklichen oder vermeintlichen Interessen zu dem bequemen Auskunftsmittel, Alles beim Alten zu lassen.

Die Partei, welche diese Ohnmacht sah, strengte ihre ganze Erfindungskraft an, um eine Aufgabe zu lösen, welche auf ein Haar der Quadratur des Zirkels glich. Denn wenn man aus dem Jammer des Bundestags herauskommen wollte, so mußte zuerst an die Stelle seiner Scheinmacht eine wirkliche Macht, an die Stelle einer jedes politische Thun ausschließenden souveränen Vielköpfigkeit eine wirkliche Regierung gesetzt werden. Nichts schien näher zu liegen, als diese Macht Oesterreich zu übertragen. Aber wie wäre die bayrische Selbständigkeit dabei gefahren, wenn sie statt der fernen preußischen der nahen österreichischen Macht hätte gehorchen müssen? Und nicht viel anders

als Bayern dachten die übrigen Mittelstaaten. Allerdings waren sie insgesammt gern bereit, sich von Oesterreich vor der preußischen Führung bewahren zu lassen; sobald aber diese Gefahr zurückgeschoben war, begannen sie den österreichischen Einfluß zu fürchten. Denn die Quintessenz ihrer Politik war die Verballhornung der Bundesverfassung, welche doch den wirklichen Mächten Oesterreich und Preußen einen thatsächlichen Vorrang anwies, zu einem Utopien, in dem die mittelstaatlichen Scheinmächte über jene wirklichen Mächte dadurch dominiren sollten, daß sie abwechselnd die eine derselben mit Hülfe der andern lahm legten. Auch verdunkelte die österreichische Glorie, wie es ihre Art ist, sehr rasch und der italienische Krieg von 1859 versetzte dem Glauben an das Haus Habsburg einen empfindlichen Stoß. Nun wäre die Reihe an Bayern gekommen. In der That lag seit 1815 schon in Bayerns Hand die Möglichkeit, die preußischen Wege der deutschen Nation zu durchkreuzen.

Bayern hatte durch den Wiener Congreß eine Stellung erhalten, welche ihm die größten Aussichten eröffnete. Es umspannte den ganzen Süden. Mit seiner breiten Masse an das todt daliegende, stammverwandte Deutschösterreich gelehnt, alle süddeutschen Stämme unter seinem Scepter verbindend, durch die reiche Pfalz auf den Vorposten gegen Frankreich gestellt, besaß es alle Elemente und alle Aufforderungen, eine wirkliche deutsche Macht zu werden. Von allen

deutschen Staaten hatte sein Gebiet am wenigsten unter den napoleonischen Kriegen gelitten, von allen enthielt es die geringsten Schwierigkeiten für eine Regierung, welche ihre Zeit und ihre Stellung begriff. Es ist eine merkwürdige negative Bekräftigung des durch unsere Geschicke Preußen zugewiesenen Berufs, daß in München keinen Augenblick auch nur eine Ahnung davon geherrscht zu haben scheint, eine wie große Zukunft Bayern offen stand. Denn statt, wie es sich von selbst verstanden hätte, die entwickelten, wirthschaftlich und geistig activen Kräfte der Monarchie an die Spitze zu rufen, stützte man vielmehr den neuen Staat auf diejenigen Bestandtheile, welche in jeder Hinsicht seit Jahrhunderten im Süden am weitesten zurückgeblieben waren. Denn es giebt keine süddeutsche Landschaft, welche seit langen Zeiten unthätiger, unproductiver gewesen ist als Altbayern. Dieses im sechszehnten Jahrhundert vollständig den Jesuiten untergebene und von ihnen viele Generationen hindurch ausschließlich geleitete Land steht in jeder Hinsicht auf der niedrigsten Stufe süddeutscher Cultur, wobei es sich allerdings eine gewisse Ursprünglichkeit derber Kraft bewahrt hat. Indem nun die bayerische Politik hier ihren Stützpunkt und ihre Norm nahm, indem sie nicht die fränkischen und schwäbischen Kräfte beflügelte, um das altbayrische Phlegma fortzureißen, sondern sie hemmte und niederhielt, um sie diesem möglichst zu assimiliren, verschloß sie sich die Bahn zu

wirklicher Macht. Von Nürnberg oder Augsburg aus hätte Bayern die süddeutsche, auch nach Oesterreich und Thüringen hinüberwirkende Macht werden können; in München mußte es bleiben, was es im Wesen schon seit zwei Jahrhunderten in der deutschen Entwickelung gewesen war, ein gelegentlich sehr fühlbares, aber im Ganzen doch ohnmächtiges Element der Negation. Es konnte sehr oft Nein sagen, es konnte die österreichischen wie die preußischen Pläne der deutschen Reform wiederholt scheitern machen, aber es konnte nie der Stütz- und Ausgangspunkt einer positiven Lösung werden. Führen kann eben nur Derjenige ein Volk, welcher an der Spitze seiner Entwickelung steht, welcher den in ihm treibenden Kräften eine überlegene Ausbildung verliehen hat. Durch die Wendung aber, welche die bayrische innere und äußere Politik genommen hatte, war das Gegentheil dieses Verhältnisses bewirkt. Wenn die Mittelstaaten es ablehnten, sich Preußen unterzuordnen, so konnte ihnen unter solchen Umständen eine Combination, welche sie unter Bayern gestellt haben würde, gar nicht in den Sinn kommen.

1848 bereiteten die Deutschen der Welt die Ueberraschung, daß sie wieder ein Volk sein wollten, und zwar nicht nur in dem ethnographischen Sinne einer durch Sprache und Abstammung verbundenen Menschenart, nicht nur auf dem litterarischen Gebiete, wie sie es seit hundert Jahren in eminentem Grade ge-

wesen waren, sondern in dem politischen Sinne. Als Volk von Dichtern und Denkern gepriesen zu werden, genügte ihnen nicht mehr. Sie wollten wieder einen Staat haben, wieder eine Macht sein, ihre nationalen Interessen in der Welt mit dem Nachdruck zur Geltung bringen, wie es ihre staatlich organisirten Nachbarn längst gethan hatten. Aber wenn die Deutschen in diesem Entschlusse einmüthig waren, so führte der Versuch, ihre nationale Einheit zu begründen, die empfindlichste Spaltung herbei. Alle wollten dasselbe Ziel deutscher Macht und Größe, aber die Wege zu ihm liefen hoffnungslos auseinander. Es gab, wie wir sahen, nur eine Möglichkeit, aus der Zerrissenheit heraus zu kommen, und diese Möglichkeit wurde durch die Impotenz Preußens beseitigt. Unsere Zukunft schien einer trostlosen Projectenmacherei preisgegeben zu sein.

In dieser traurigen Lage verharrten wir zehn Jahre. Der Regierungswechsel in Preußen weckte im Herbst 1858 neue Hoffnungen. Wie athmete Deutschland auf! Aber zwei Jahre später ging die neue Aera, in der so Viele eine hoffnungsvolle Erhebung Preußens gesehen hatten, ihrem Ende entgegen. Wieder einmal war das nationale Programm nur aufgestellt, um der Feindschaft Oesterreichs und der Mittelstaaten, der Abneigung eines großen Theils der Nation, den inneren preußischen Gegensätzen zu erliegen. Und während wir so abermals Bankerott machten, hob

sich vor unseren Augen Italien aus Abhängigkeit und Zerrissenheit zu beneidenswerther Stellung. Es schien, als sollten wir das letzte aller Völker werden. Waren wir doch so weit gekommen, daß selbst das letzte heilsame Band, welches uns verknüpfte, der Zollverein, von dem particularistischen Antagonismus gegen Preußen ernstlich bedroht wurde. Daß dieser Particularismus niemals sein Gegentheil, die deutsche Einheit, schaffen könne, lag auf der Hand, und dennoch konnte 1863 ein Anlauf gemacht werden, die Nation für die particularistische Lösung der deutschen Frage aufzurufen, Preußen ganz auf die Seite zu schieben, und so trostlos schien es mit Preußen nach dem Sturz des liberalen Ministeriums bestellt zu sein, daß nicht wenige seiner Anhänger sogar dem sinnwidrigen Unternehmen des Frankfurter Fürstentages ihren Beifall schenkten!

Die öffentliche Meinung in Deutschland, oder das, was sich dafür hielt, hatte damals die Methode, durch die wir aus mehr und mehr unerträglichen Zuständen erlöst werden könnten, ziemlich präcise festgestellt. Hätte das Ministerium Hohenzollern, so hieß es, seine liberalen Verheißungen erfüllt, hätte es den Weg der moralischen Eroberung consequent verfolgt, dergestalt, daß Preußen allen übrigen deutschen Staaten als leuchtendes Beispiel liebenswürdigen Freisinns vorangeschritten wäre, so würden die Abneigungen überall mit der Zeit überwunden und

schließlich die Möglichkeit gewonnen sein, die Nation selbst mit Erfolg gegen die etwa noch widerspänstigen Regierungen aufzurufen. Ohne Zweifel, wäre Preußen in der Lage gewesen eine Politik aufzustellen, welche den allgemeinen Beifall gefunden, d. h. ebenso wohl den Particularismus der mittelstaatlichen Regierungen und Bevölkerungen als den Parteihader in seinem Innern beschwichtigt hätte, eine Politik, welche zugleich der individuellen Freiheit den weitesten Spielraum eröffnet und der nationalen Macht die stärksten Garantien geboten, in uns zugleich das, was uns trennte, und das, was uns zusammenführte, befriedigt hätte, so würde es dadurch seine Stellung in Deutschland erheblich verbessert haben. Aber abgesehen von der Frage, ob eine derartige Politik überhaupt im Gebiete der Möglichkeit gelegen, ob nicht vielmehr die auseinander strebenden Interessen der verschiedenen Parteien und Landschaften einem solchen an sich kaum denkbaren Versuch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt hätten, erhebt sich das Bedenken, daß nach aller geschichtlichen Erfahrung die Gegensätze unter Staaten mit diesen sanften moralischen Mitteln nicht bezwungen werden. Bei uns aber handelte es sich thatsächlich um solche in langen Zeiten entwickelte, auf mächtigen Realitäten fußende staatliche Gegensätze. Bei uns stand allen nationalen Unternehmungen Preußens, wie sehr sich dieselben den Volkswünschen accommodiren mochten, die starre

Feindschaft Oesterreichs und die im letzten Jahrzehnt zu äußerster Gereiztheit entwickelte Opposition der Mittelstaaten im Wege. Der Antagonismus Preußens und Oesterreichs vornehmlich war ein so fundamentaler, alle friedliche Verständigung ausschließender, daß keinerlei Erörterung, daß keine diplomatischen und keine parlamentarischen Verhandlungen und Acte ihn beseitigen konnten. Die Herrschaft über Deutschland, die Ausbeutung deutscher Kräfte war nun einmal seit Jahrhunderten ein wesentliches Element der österreichischen Machtstellung geworden, das um so weniger geopfert werden konnte, als durch die Emancipation Italiens diese Stellung bereits einen starken Stoß bekommen hatte. Man mochte noch so beredt deduciren, daß Oesterreichs wahres Interesse eine Auseinandersetzung mit Deutschland erheische: das Oesterreich, welches nun einmal wirklich existirte, blieb diesen Argumenten taub. Und ebenso wie Oesterreich wiesen die Mittelstaaten, deren Zuversicht seit 1849 so mancher Triumph über Preußen erstaunlich gesteigert hatte, jeden Compromiß ab. In jedem dieser Staaten war ein heftiger Kampf mit den Freunden Preußens entbrannt, in jedem die seit 1849 dominirende Tendenz dahin gekommen, geradezu das Dasein des Staats mit der Abwehr der preußischen Ansprüche zu identificiren. Und in jedem dieser Staaten, das einzige Baden ausgenommen, hatte der alte deutsche Sondertrieb, der in engen Verhältnissen üppig entwickelte

Eigensinn und endlich der confessionelle Gegensatz die Bevölkerungen in einem solchen Umfange mit Mißtrauen und Abneigung gegen Preußen erfüllt, daß sie sich den particularistischen Bestrebungen ihrer Cabinette als mächtige Stützen darboten.

Die menschlichen Dinge sind nun einmal, wie schon oben dargelegt wurde, so geordnet, daß das Wort und die verständige Auseinandersetzung gewisse letzte Entscheidungen wohl vorzubereiten, aber niemals selbst herbeizuführen vermag. So wenig Italien im Stande war, Oesterreich zu einer friedlichen Aufgebung der von ihm jenseit der Alpen in langen Mühen errungenen Position zu bestimmen, sondern zu den Waffen greifen mußte, um durch Blut Begründetes durch Blut wiederum zu zerstören, ebenso wenig konnte Preußen je dazu kommen, Oesterreich diplomatisch oder parlamentarisch aus Deutschland herauszuschieben. Und so lange Oesterreich in Deutschland stand, war die deutsche Einheit ein Phantom, ein unfruchtbares Gerede, an dem nur Personen eine Befriedigung finden konnten, deren politischen Begriffen so sehr die elementarste Präcision fehlte, daß sie die Einheit durch ihr absolutes Gegentheil, die Zweiheit, realisiren zu können meinten.

Wie die deutsche Bildung geworden war, sträubte sich in uns natürlich ein sehr starkes Gefühl gegen einen Kampf zwischen Oesterreich und Preußen. Auch wenn wir seine Unvermeidlichkeit erkannten, hätten wir

den blutigen Zusammenstoß unter Deutschen verhüten mögen. Denn nicht allein mußte ja Preußen in diesem Falle das Blut der Deutschösterreicher vergießen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach neben Oesterreich die Mittelstaaten treffen. Wenn für jedes Volk eine solche Aussicht etwas unendlich betrübendes hat, so mußte sie uns vollends das Herz zerschneiden. Als sie dann in blutiger Leibhaftigkeit vor uns stand, die eine Hälfte Deutschlands gegen die andere rückte, da gab es nur Wenige, welche sofort das Unvermeidliche mit dem männlichen Entschlusse ergriffen, die schwere Prüfung, so viel an ihnen läge, zum Heile des Vaterlandes gedeihen zu lassen.

Es ist überflüssig, von Dingen zu reden, welche noch in Aller Herzen lebendig sind. Ein Jeder von uns hat den Kampf von 1866 als eine große Krisis seines Daseins erfahren. Eine gütige Vorsehung fügte es, daß der Krieg unter Deutschen einen Verlauf nahm, den Niemand für möglich gehalten hätte. Die Macht Oesterreichs brach in einer einzigen Woche zusammen. Die Macht der Mittelstaaten erwies sich als das, was sie immer gewesen war, als täuschender Schein. Preußen aber, dessen Schaaren selbst seine wärmsten Freunde mit ängstlicher Spannung in die große Prüfung begleiteten, wurde die Bewunderung der Welt.

Und wie faßte die Welt den beispiellosen Sieg Preußens auf? Deutschland, sagten die Völker des

Erdballs zu einander, richtet sich aus langer Nichtigkeit empor, es nimmt seinen lange verlorenen Platz unter den gebietenden Nationen wieder ein. Die Millionen, welche in den Zeiten unserer Ohnmacht und Zerrissenheit den vaterländischen Boden geflohen und sich als die Diener der Größe und des Reichthums anderer Völker über die Erde verbreitet hatten, wurden plötzlich durch den Tag von Königgrätz der lange vergessenen Heimath wieder geistig zugeführt: von allen Enden der Welt jubelten sie den Siegern zu, daß sie ihnen Ansehn und Geltung unter den Fremden erobert, die in ihnen nun die Angehörigen eines großen Volkes achteten. Und während die verlorenen Söhne bis in die fernsten Fernen sich in stolzem Selbstbewußtsein ihres deutschen Ursprungs erinnerten, kam über die alten Gegner unseres Volkes das unheimliche Gefühl, daß die Zeiten, wo sie ungestraft deutsches Land ausrauben und ausbeuten konnten, wo die deutsche Nichtigkeit das bequeme Piedestal ihrer Größe gewesen war, für immer vorüber sein möchten. Frankreich begann zu zittern für seine Herrschaft und mit ihm zitterte die ganze römische Welt.

Das waren die sofortigen Wirkungen unserer böhmischen Siege. Wie thöricht hatten doch Diejenigen geredet, welche von dem unvermeidlichem Kampf namenloses Elend, den Ruin Deutschlands, unheilbare Verschlimmerung unserer Zerrissenheit prophezeiten!

Aber die Menschen versuchen eine Weile auch den beredtesten Thatsachen den Glauben zu weigern, wenn sie zu ihrer Denkart nicht passen. Während die ganze nichtdeutsche Welt in der Auslegung der preußischen Erfolge übereinstimmte, konnten Millionen von Deutschen sich nicht so leicht in ein Ereigniß finden, welches ihre Erwartungen und Berechnungen in der grellsten Weise Lügen strafte. Freilich, ein großer Theil von uns war ja der Geschlagene. Und unter den Siegern hatte ein großer Theil ebenso den rettenden Krieg verwünscht und dem Urheber desselben in tödtlicher Feindschaft gegenüber gestanden. Alle deutschen Parteien sahen ihr Concept verrückt. Die liberalen Anhänger Preußens mußten sich darein finden, daß ihr Programm der deutschen Frage im Hauptstück von einem Mann realisirt sei, den sie als ihren gefährlichsten Gegner zu betrachten sich gewöhnt hatten. Die Feudalen entdeckten mitten im Jubel über den gewaltigen Sieg ihres Führers, daß er das Ziel ihrer Gegner erreicht habe. Die Großdeutschen und Demokraten vollends hatten gar keinen Trost. Sie hatten in dem Kriege für ihre Partei Alles verloren und nichts gewonnen. Und neben den verwirrten Parteien standen weite deutsche Landschaften, welche das Gesetz des Siegers über sich ergehen lassen mußten.

Es wäre in der That unbillig, unter solchen Umständen eine rasche Bekehrung von den Geschlagenen

zu verlangen. Sie flüchteten sich auf das Gebiet, auf dem wir in vergangenen Zeiten so manches böse Wetter überstanden hatten. Sie stellten dem äußeren Erfolg das innere Recht und Gesetz deutscher Natur entgegen und behaupteten, durch eine radicale Erneuerung deutschen Lebens müsse die brutale Gewalt zu Falle gebracht werden. Als wenn ein Fremder seine harte Hand auf uns gelegt hätte! Frevelhafte Empörung gegen das Grundgesetz deutscher Entwickelung nannten sie, was in Wirklichkeit die siegreiche Geltendmachung der seit Jahrhunderten in uns gereiften Kräfte war, ein consequenter, fast das Ziel erreichender Schritt auf der Bahn, welche uns die Vorsehung seit dem westfälischen Frieden geführt hatte. Ein Werk roher Gewalt sollte sein, was die geistigen Kräfte in unermüdlicher Thätigkeit vorbereitet hatten und nur eine hohe, staunenswerthe Intelligenz vollbringen konnte. Cäsarismus wurde das Werk der demokratischsten Heeresordnung gescholten, von der die Welt je erfahren hat.

So lauteten die leidenschaftlichen Anklagen. Umsonst traten überlegene geistige Kräfte auf, um den wahren Sinn der Begebenheiten zu deuten. Umsonst stellte sich die deutsche Wissenschaft in fast allen ihren hervorragenden Wortführern auf die Seite des Siegers. Umsonst schuf der norddeutsche Bund eine Summe nationaler Macht und freier Bewegung, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Die Leidenschaft

ist nicht nur für Gründe, sondern auch für Erfahrungen taub. Wir würden voraussichtlich eine lange, vielleicht durch manchen peinlichen Stillstand oder gar Rückfall ausgedehnte Zeit gebraucht haben, um den norddeutschen Bund zu einem deutschen zu machen, den Groll der Hannoveraner und Schleswig-Holsteiner, die „Selbständigkeit" der süddeutschen Könige, den Haß süddeutscher Parteien zu überwinden, wenn uns nicht von den großen Gegensätzen der Welt die Rettung gebracht wäre, wenn der frevelhafte Angriff Frankreichs nicht das deutsche Wesen in uns Allen stark gemacht hätte über kleinen Zwist.

Die rasche Skizze, welche ich unter dem Eindruck unserer ersten Siege über Frankreich begonnen habe, schließe ich unter dem Jubel über die neuesten Triumphe. Vor dem wunderbaren Ereigniß des 2. September verstummt meine schwache Stimme. In diesen staunenswerthen Thaten, welche in wenigen Wochen die Gestalt der Welt verwandelt haben, liegt der unwiderstehliche Beweis für die Wahrheit meiner Sätze. Jede Siegesbotschaft, die unser dankerfülltes Herz von neuem freudig erzittern macht, verkündigt die große Thatsache, daß der lange schwere Auferstehungsproceß unseres Volkes auf dem Punkt steht, von derselben staatbildenden Kraft, die ihn begonnen und fortgeführt hat, abgeschlossen zu werden, daß wir, was wir so

lange so heiß ersehnt haben, jetzt vollbracht sehen, daß wir wieder ein Volk sind. Und wahrlich, wir müßten nicht das deutsche Volk sein, wenn nicht ein Jeder von uns sich getrieben fühlte, Angesichts dieses erhabenen Daherschreitens providentieller Mächte seine kleine Weisheit, seinen engen Parteisinn zu beugen vor dem donnernden Eintritt einer neuen Epoche.

Ein wunderbar günstiges Geschick hat alle Deutschen plötzlich aus erbittertem Hader zu herzlicher Eintracht geführt und das erste wahrhaft einmüthige Handeln, von dem unsere Geschichte weiß, mit den herrlichsten Erfolgen gekrönt. Wir Alle haben Theil an diesem Ruhm. Keiner von uns wünscht sich ein höheres Verdienst anzurechnen. Aber indem wir so verbunden sind in neidloser Anerkennung, werden wir nicht undankbar die Kräfte vergessen, deren Jahrhunderte füllendes rastloses Mühen allein diesen herrlichen Aufschwung möglich gemacht hat. Indem wir jetzt aus nationaler Ohnmacht mit raschem, sicherem Schritt auf den Vordergrund der Weltbühne treten, ernten wir Alle, was die Hohenzollern seit den Tagen des großen Kurfürsten in harter Arbeit, unzählige Male von unserer Gleichgültigkeit, fast ebenso oft von unserem kurzsichtigen Widerstreben gehemmt, auf preußischem Boden gezogen haben. In fest geschlossenen Reihen werden wir das Friedenswerk unter demselben Banner vollenden, unter dem uns das Kriegswerk so über all unser Hoffen gelungen ist. Oder könnte es auch jetzt

noch Viele unter uns geben, welche sich dem providentiellen Gange unserer Geschicke in den Weg zu werfen blind oder eigensinnig genug wären? Die Nation, welche jetzt in unvergeßlichen Tagen erfahren hat, wer ihr berufener Führer ist, würde ihrer nicht achten.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Krieg und Friede.

Zwei Briefe an Ernst Renan

nebst dessen Antwort auf den ersten

von

David Friedrich Strauß.

Zweiter Abdruck
zum Besten der deutschen Invalidenstiftung.

8. Preis: 10 Ngr.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.